

HEIMKEHR
DAS DORF MEINER KINDHEIT

Otto Köhlmeier

Seine Großmutter hatte sieben Söhne. Seine Mutter sieben Brüder. Zwei fielen an der Wolga. In Hitlers Krieg um Öl und Weizen. Er war fünf, damals und dabei, als die Großmutter die Todesnachricht vom ersten der beiden empfing. Er hörte sie schreien. Jenen Schrei, der jahrelang in seinem Ohr weiterschrie. Und er hörte sie sagen, die Großmutter, dass es jetzt noch sechs seien. Und dann, nach langer Stille, hörte er sie sagen: wie lange noch?

Er hörte sie sagen. Er hörte sie reden. Er sah sie ihren Mund bewegen. Er sah ihre Haut erschlaffen. Er sah ihren Körper einfallen. Er sah ihren Schmerz. Nur verstehen, verstehen konnte er nicht. Wie er vieles nicht verstand, im Dorf, wo es wenige nur gab, die zu verstehen hatten. Der Dicke war dick und der Dünne dünn. Wer hatte, der hatte. Wer nicht, selber schuld. Glück und Pech gab's vielleicht noch an Erklärung. Aber dann war auch schon Schluss. Und das Gebet als Trost, die Kirche, den Pfarrer, den Segen.

Seine Großmutter war eine fromme Frau. Das Dorf, sein Dorf, ein frommes Dorf. Alles ging seinen Lauf, seinen geregelten, war gottgewollt. Geburt, Krankheit, Tod. Das Wasser, das alle paar Jahre vom See her das Dorf überflutete. Die Stürme, Gewitter, selbst die Kriege. Nichts konnte man tun, nichts. Wie es kam, musste es kommen. Mochten sie noch so schreien, die Bäume, die Äcker, die Viecher, die Menschen. Mochten die Mäuler vom Schrei noch so zerrissen und gesprengt sein, durch die Gassen schallen die Wehen und Klagen wie das Gebrüll des Schlachtviehs. Nichts half, nichts. Das Dorf ruhte und schwieg. Unterm Kreuz, unter der Knute einzelner, unter Worten, frommen und Sprüchen, bösen. Er, das Kind, kannte nichts anderes. Geduldig trug er die Last, die er nie als solche empfand. Die langen Schatten, die die Sonne überm Dorf verfinsterten, hatten für ihn keine Gesichter. Wie sollten sie. Da war keiner, der die Hyäne Hyäne nannte. Keiner, der sagte „verdammte“ und „verfluchte“ und „Schluss“. In der Fremde erst erkannte er das Gewürm, das kriechende, das jahrelang seinen wehrlosen, ausgelaugten Rumpf zerfraß, das ihm Milz und Herz annagte, sein Hirn verspeiste. Weit weg vom Dorf erst erblickte er die Geier, kreisend über den Höfen und Wiesen, über den Menschen des Dorfes, wie sie sich im Fluge die Aufteilung der Beute zuriefen, wie sie sich verständigten: den und den und den

und den. Das Kind, das er war, kannte kein Gewürm und keine Geier. Er nahm hin, alles, wie sie es immer schon hinnahmen, alle. Da war nicht die Zeit, Fragen zu stellen, nicht der Ort, zu zweifeln an der Ordnung, der ewig herrschenden, der gottgewollten. Zu müd des Knaben und der Dörfler Denken, zu zünden den Tag, den großen, der die Schatten vertreiben hätte können. Zu bleiern ihr Leid, fähig kaum mehr des Kriechens.

Angepasst sein Schritt dem trägen des Dorfes, marschierte der Knabe durch die Zeiten, sprachlos gekrümmt, wie die Straßenbiegung, ohne Schrei. In seinem ersten Schuljahr, dem letzten des großen Krieges, als sie das Schreiben und Rechnen erst erlernten, da mussten sie als Hausaufgabe viel zeichnen: Kreise, Striche, Häuser und manchmal, trotz des Krieges, Blumen und Bäume und Menschen. Einmal, da stellte ihnen der Lehrer das Thema: Die Söhne grüßen die Väter an der Front. Als er zuhause über seiner Tafel saß und mit Kreide zu zeichnen begann, kam sein Onkel, ein Bruder seiner Mutter, einer der sieben und schaute ihm zu. Und dann half der Onkel ihm und sie malten gemeinsam ihr Dorf. Und darüber ein mächtiges Hakenkreuz. Und hinter ihr Dorf, da malten sie ein russisches Dorf, wie es der Onkel nannte. Und vor dieses russische Dorf malte der Knabe einen Panzer mit seinem Vater, wie er dieses Dorf zerstört. Und dann zeichnete er mitten in sein Dorf rein sich, wie er seinem Vater zuruft: Siege, für uns. Die Worte musste ihm der Onkel schreiben, weil er es selbst noch nicht konnte. Sein Onkel lobte ihn und sagte, dass sich über sein Bild der Lehrer sicher freuen werde. Er war stolz, der Knabe. Später, als der Onkel schon gegangen war und die Großmutter aus dem Stall zurück kam, zeigte er ihr sein Bild. Die Großmutter sagte nichts. Sie nahm nur den Schwamm, der an der Tafel befestigt war und wischte über die Zeichnung. Er weinte, der Knabe. Und die Großmutter ging in ihr Zimmer, wortlos auch jetzt. Ein paar Minuten später kam die Großmutter wieder in die Stube, strich dem Kind übers Haar und sagte, dass sein Bild sehr schön sei. Dann setzte sie sich hin und half, das von ihr Zerstörte auszubessern.

Der Knabe begriff sie nicht, die komplizierten Gänge der Dorfeswege. Und keiner, der sie ihm wies, der entblätterte ihm das Dickicht der Lüge. Nichts. Nur

eisiges Schweigen. Wolken ballten sich, wild und ungetüm, bäumten sich zum Schrei, der donnernd entsprang dem Himmelsgrund. Der Dunst überm Dorf krümmte sich unter der Wucht des Blitzgeplärrs zur rauen Fratze. Doch die Dörfler hielten sich dünn, würzten ihre Not einzig mit Gebeten. Verwahrlost starrten sie auf die Teller der Satten. Und dumpf blickten sie weg, wenn der Kinder Augen die ihren trafen. Die Fäuste ballten sie in den Hosentaschen nur, versteckt. Wenn Schreie kamen, dann blieben sie meist still, ohne Kraft. Da war kein Aufbegehren, kein Rauspressen der Wut, des Hasses. Es waren Schmerzensschreie nur, kleine, kaum hörbare. Schreie des Wehs, verbunden meist mit der Liebkosung, dem Küssen der Hand, die die Peitsche hielt, die zuschlug. Mochten die Stürme noch so heftig übers Land ziehen, das Dorf blieb ruhig. Mochten die Kriege noch so toben und ihre Opfer verlangen, auch vom Dorf, das Dorf selbst schwieg. Wenige nur waren es, die die Stürme und Kriege wollten. Wenige aber auch, die dagegen was taten. Man wollte sie nicht, aber man nahm sie hin. Und weil gesagt wurde, sie seien gut, die Stürme und Kriege, waren sie eben gut. Kaum einer, der nein sagte. Und wenn er nein sagte, dann still, für sich, lautlos und unhörbar.

Tausende Male drängte sich kraftvoll der Mond aus der Dunkelheit. Tausende Male zerriss die Sonne ohne Erbarmen frühmorgens die Nacht. Tausende Winter rangen schon nieder die Bäume und Gräser. Aber tausende Male sprangen diese auf wieder, verjüngt. Nur die Dörfler lagen ewig nackt. Nie wurd satt ihnen der Atem. Dünn schien ihre Luft, als lebten sie auf Gipfeln, vierzig mal hundert und mehr Meter hoch.

An den langen Winterabenden der Kriegstage, wenn draußen der Schnee lag und irgendwo, weit im Norden, vielleicht der Vater und er, der Knabe, drinnen saß, in der Küche, um den Ofen, mit der Großmutter, dem Bruder, der Schwester, dann musste die alte Frau Geschichten vorlesen aus den Büchern, die da waren. Aber da waren nicht viele. Ein Märchenbuch, dessen Geschichten die Kinder aber alle kannten. Das Alte Testament, dessen Geschichten sie aber nicht sonderlich begeisterten. Der jährliche Antoniuskalender, mit Geschichten um Gott und Glaube. Und der jährliche Bauernkalender, mit den Weisheiten ländlicher

Erfahrungen. Und weil da nicht viel war an Büchern und gedruckten Geschichten, musste sich die Großmutter selber welche ausdichten. Und ob sie den Kindern Geschichten aus Büchern las oder ihre eigenen Geschichten erzählte, immer sprach sie leise, die Großmutter. Und jedes Mal wenn die Kinder schrieen „lauter, lauter“ und „schneller, schneller“ und „mehr, mehr“, dann erklärte ihnen die Großmutter, dass sie ihren Atem für die Arbeit sparen müsse. Und die Kinder schwiegen dann und hörten ihr zu, der Großmutter, auch wenn sie ihre Geschichten leise erzählte und knapp.

Meist waren die Geschichten der Großmutter ernst, manchmal sogar traurig. Und öfters standen dem Knaben beim Zuhören Tränen in den Augen, wenn sie erzählte von der Kälte des Winters und der Hitze des Sommers, früher, zu ihrer Zeit. Besonders dann, wenn sie Geschichten vom Sterben erzählte. Vom langen Sterben, früher. Vom Sterben des Großvaters, ihres Mannes, der sich daran machte, wie an eine große, schwere Arbeit. Der wochenlang, monatelang starb, dabei auf der Lauer lag, Tag und Nacht, und mit ihm schrie, mit dem Tod, diesem kahlen Kerl. Der Knabe sah ihn dann vor sich, seinen Großvater, dieses Gerippe nur mehr, ohne Fleisch an den Gliedern, wie er fluchte, auf den Tod und die Großmutter, die er nicht alleine lassen wollte. Heut ist's kein Sterben mehr, sagte sie dann öfters, die Großmutter. Und sie sprach dann weniger zu den Kindern denn zu sich selbst, wenn sie den kurzen Tod der Kälber und Schweine im Schlachthof mit dem kurzen Tod der Väter und Söhne auf dem Schlachtfeld verglich.

Sie war eine fromme Frau, die Großmutter. Aber trotz ihrer Frömmigkeit hatte sie nichts mit dem Dollfuß und schon gar nicht mit dem Hitler. Weil die ihren Buben Flausen in die Ohren setzen und sie ihr wegnehmen würden, erklärte sie den Enkeln, ihren Kindeskindern, die ihre Worte nicht verstanden. Die sie nicht verstehen konnten, nicht nur weil sie Kinder waren, sondern weil sie aufwuchsen als Kinder im Dorf, in dem die Menschen schwiegen, keiner was sagen wollte, wenige nur was zu sagen hatten. Und weil die Großmutter ihr Leben schon hinter sich hatte und ihren Atem sparen musste, blieb auch ihr Aufschreien still und ungehört. Denn ihre Söhne lachten nur, wenn die Alte, wie sie sie nannten, von

den kommenden Übeln berichtete. So sagte die Alte bald gar nichts mehr und schwieg nur mehr in sich hinein, wenn ihre Buben da waren. Und schrie erst wieder, als sie ihre Todesnachrichten erhielt, aus dem fernen Russland, das sie erobern sollten, für irgendwen, den sie nicht kannte und mit dem sie nichts zu tun haben wollte, die Großmutter.

Er hatte kaum Freunde, der Knabe. Wohl, weil's nicht die Zeit war für Freundschaften. Aber wann gibt's die schon. Wegfreunde gab es einige. Schulkameraden. Nachbarkinder. Menschen, die neben ihm groß wurden und älter. Manche gar, denen er zuhörte, manchmal. Wie der Großmutter. Oder dem alten Jok, einem Knecht vom Greußinghof. Aber sonst. Auch er, der Knabe, war zufrieden mit dem Wenigen, das da war. Schließlich kannte er nichts anderes. Im Norden der See, im Osten und Westen Rhein und Ache, im Süden eine riesige Riedlandschaft. Dazwischen das Dorf, sein Dorf, ein Dorf wie viele andere Dörfer auch, in dem die Kinder gezüchtigt wurden, bis sie waren, wie das Dorf sie brauchte. Und es bedurfte nicht viel der Züchtiger. Kirche und Schule, Pfarrer und Lehrer verrichteten ihren Dienst bei den heranwachsenden Dörflern. Die Schindlers, die Besitzer der Fabrik, der Strumpfe, wie sie im Dorf genannt wurde, und die Greußings, die Großbauern, die über all die Jahre Bürgermeister und Ortsgruppenführer und Kapellmeister und was es sonst noch gab, stellten, waren für die Restdörfler zuständig. Pfarrer, Lehrer, Schindlers und Greußings, damit hatte es sich. Mehr brauchte es nicht. Daneben gab's nur mehr Namenlose, Gesichtslose. Menschen ohne Bedeutung. Blasse, Gekrümmte, Geknickte. Aber sie sahen sie nicht, ihre Blässe. Wollten sie nicht sehen. Ebenso wenig wie das Vieh die Kargheit des Bodens sah, nicht sehen konnte, weil es nichts anderes kannte als Kargheit. Und wie der Hund den Nebenhund hasst, hasste einer den anderen. Feige von hinten nach dem Nachbarn schnappend, suchte sich ein jeder den bequemsten Platz aus im Gespann, aber wenige nur merkten, dass sie dem Feinde den Karren zogen. Sie bekamen die Knochen vorgeworfen und leckten dafür noch dankbar die Ruten der Herren. Er, der Knabe, war müde, all die Jahre, wie sie alle müde waren, ihr Leben lang. Nur spürte man sie nicht, die Müdigkeit, weil sie einfach da war, immer schon. Das Schlachten und Hungern, Blut und

Tränen waren Selbstverständlichkeiten wie das tägliche Gebet, der Kirchgang, das Heilgebrüll. Wer wollte hoffen? Und auf wen, auf was? Man richtete sich nach dem was da war. Und weil's nicht viel war, war's ein Ausrichten nach oben. Und wenn zaghaft und unverständlich doch eine Stimme von unten kam, wenn sich doch einmal einer der Hunde kritisch rührte, blieb sie ungehört, die Stimme, weil eben unverständlich und zaghaft.

Drei Jahre waren vergangen, seit er seinen Vater das letzte Mal sah. Er war nun sechs und konnte sich seiner nicht mehr erinnern. Viel später erst erfuhr er durch ihn, den Vater, dass er in diesen Jahren im Auftrag des Führers in Norwegen, in Finnland, in Russland und wieder in Finnland unterwegs war und dann in Frankreich, in Kriegsgefangenschaft. In diesem, seinem sechsten Jahr, ging er mit seinem Bruder und seiner Schwester zur Adventfeier in die Kirche. Die Großmutter hatte es ihnen befohlen. Es war ein Spätnachmittag und es begann bereits zu dunkeln. Schnee lag auf der Dorfstraße und vom See her blies ein kalter Wind. Als sie beim Hof vom Greußingbauern vorbeikamen, hörten sie aus der Tenne Kinderstimmen. Er, der Knabe, sein Bruder und seine Schwester schauten durch das Tennentor, das einen Spalt geöffnet war und sie sahen den Greußing Markus und den Schindler Sebastian, die mit Bleisoldaten spielten. Bleisoldaten!, wer hatte schon so was? Der Greußing- und der Schindlerbub, die dicke Jacken aus Schafspelz umgehängt hatten und Kanonendonner machten. Die Bleisoldaten hatten sie in Schlachtreihen vor sich aufgestellt. Dann nahmen sie Murmeln – „Tonkügele“, wie sie genannt wurden – und rollten sie abwechselnd in die gegnerische Front. Dabei hielten sie sich die Nasen zu und machten den Kanonendonner. Sie sprachen sich mit General und Feldmarschall an und die Bleisoldaten fielen um wie die Fliegen. Und nach jedem Wurf schriegen sie sich triumphierend die Verlustziffern zu. Wurf, schumm, vier. Wurf, schumm, sieben. Wurf, schumm, drei. Die Schwester, ein Jahr jünger als der Knabe, sah ihn und seinen Bruder an und sagte: kommt. Sie gingen in die Kirche und bald nach ihnen kamen auch der Schindler Sebastian und der Greußing Markus und sie alle beteten und der Pfarrer erzählte ihnen von den Siegen an den Fronten und von den unchristlichen Barbaren hinter diesen Fronten und hieß sie dann niederknien und

für den baldigen Endsieg bitten. Dann gingen sie nach Hause. Als sie beim Hof des Greußingbauern vorbeikamen, sang der Knabe laut, so laut er konnte, hoffend, dass der Markus und der Sebastian schon da seien und ihn hören und zum Spielen mit den Bleisoldaten einladen würden: die Fahne hoch, die Reihen dicht geschlossen. Weiter kannte er es nicht, das Lied. Aber so laut er auch sang, nichts rührte sich. Nur der Bernhardiner vom Greußing begann zu bellen. Seine Schwester, die mit dem Bruder schon ein Stück voraus war, drehte sich um und sah ihn an: spinnst! Als sie Zuhause waren, schlug die Großmutter dem Knaben ins Gesicht, als seine Schwester erzählte, dass er dieses Lied gesungen habe.

Er, der Knabe, nahm ihn hin, den Schlag ins Gesicht, wie er all die Schläge davor und danach hinnahm. Hiebe und Schläge waren Strafen. Strafen, die der Knabe aber selten nur begriff. Er wusste nicht wofür, warum, weswegen er geschlagen wurde. Denn selbst die Schläge blieben stumm, ohne Erklärungen. Deshalb unterschieden sich die Schläge der Großmutter, an der er hing, kaum von den Schlägen des Lehrers oder Pfarrers. Auch gewöhnte er sich bald schon daran, an das Geschlagen- und Getretenwerden. Seine Haut wurde dicker. Und nicht nur seine. Geduldig spuckten sie alle immer wieder das Blut aus, sooft ihre Schädel auch in den Dreck gestoßen wurden. Da wohnte keine Sehnsucht, in keinem. Wie Betttücher ihre Gesichter. Zerknittert vom Schlaf, Flecken geiler Züchtigung aufweisend, aber stumm. Ihr Denken breitgestampft zu schleimiger Masse, gepresst ihre Leiber an Mauern aus Lügen, versagten stumpf ihnen Aug und Zung. Umnebelt der Blick, die Sprache zwischen den Lippen noch faulend, trieben sie von Schlag zu Tritt, von Tritt zu Schlag. Weiß schlägt Schwarz. Schwarz schlägt Weiß. Immer wieder. Treiber und Getriebene, Henker und Opfer. Sie waren beides. Das Maul im Dreck, hielten sie die Muskeln in Gang. Still hob die Drohung, flammend fiel der Hieb. Selbst gepresst, pressten auch sie. Belogen tausende Male, logen sie wieder. An ihren Körpern brachte man ihnen das Schlagen bei. An die Körper anderer, Schwächerer, gaben sie es weiter, das Schlagen und Treten und Spucken. Und mit jedem Schlag wurd nicht nur die Haut dicker. Es wurd auch das Herz fester, härter. Und ward bald ein steinerner Klumpen.

An manchen Sonntagsnachmittagen der Kriegsjahre, wenn die Mutter und die Großmutter sich eine Stunde hinlegten, um sich von den Mühen der Woche etwas zu erholen, spielten der Knabe und sein Bruder Soldaten. Der Onkel kommandierte sie. Sie lernten im Gleichschritt zu gehen, lernten den Paradeschritt, Rechts- und Linksum machen und sie lernten das Gewehr, meist einen Besenstiel, zu präsentieren, wie das der Onkel nannte. Um die Mütter nicht aufzuwecken, übten sie unten, im langen Gang hin zum Stall. Und manchmal, da ließ sie der Onkel zum Marschieren Lieder singen. Und manchmal schrie er, der Onkel, dass ihnen Angst wurde, dem Knaben und seinem Bruder. Und wenn er merkte, der Onkel, dass sie Angst hatten, die beiden Buben, dann lachte er. Bald machte den beiden Kindern das Soldatenspiel keine Freude mehr. Aber wann immer der Onkel da war und Zeit hatte, bestand er darauf. Weil man es nicht früh genug lernen könne, erklärte er ihnen. Und weil ihr Vater das von ihnen erwarte, sagte er. Als sie das Marschieren und Strammstehen und das Rechtsum und das Linksum und das Hochheben des Gewehres beherrschten, die beiden Buben, da lehrte ihnen der Onkel etwas Neues. Den Kampf. Dazu musste sich der Knabe auf der einen Seite des Ganges auf den Bauch legen und der Bruder auf der anderen Seite des Ganges. Und dann mussten sie auf dem Bauch aufeinander zu kriechen. Und dann, dann mussten sie kämpfen. Da er, der Knabe, größer war als sein Bruder, war meist er der Sieger. Einmal, als er wieder einmal im Kampf mit seinem Bruder siegreich blieb und triumphierend lachte und sein Onkel, wie nach jedem Kampf, die Hände zu einer Trompete formte, in die er hineinblies und dann, die Stimme des Führers imitierend, ihn, den Knaben, zum großen Sieger ausrief, da wurde der Bruder derart wütend, dass er mit seinem Gewehr, dem Besenstiel, drei-, viermal wie wild auf den Kopf des Knaben einschlug. Er, der Knabe, merkte, wie es unter seinem Haar warm wurde. Als er mit seiner Hand hingriff, an diese warme Stelle, da war die Hand blutig. Er begann zu weinen und zu schreien und lief die Stiege hinauf und weckte die Mutter und die Großmutter. Die beiden pflegten ihn. Dann schimpfte die Mutter mit seinem Bruder. Und die Großmutter schimpfte mit seinem Onkel. Und die Großmutter verbot dem Onkel, künftighin mit den Kindern Krieg zu spielen. Wenn er das wolle, sagte sie, dann soll er raus gehen, der Onkel, ins Feld, wo seine Brüder seien, diese Selbstmörder.

Aber die Kinder, die Kleinen, die würd er ihr nicht wegnehmen. Niemand. Das würd sie nicht zulassen. Später, als die Mutter und die Großmutter in der Küche das Abendessen herrichteten und die Kinder mit dem Onkel in der Stube saßen, da schaute der Onkel den Knaben an, mit seinem weißen Linnen ums Haar und lächelte und sagte: „Noch so klein und schon ein so großer Feigling. Wenn dich dein Vater sehen könnt“.

Die Qual und ihr stilles Hinnehmen, die Zucht und das dumpfe Ertragen der Schläge und Tritte, Demut, Unterwürfigkeit und blindes Gottvertrauen zerfraßen das Dorf zur Ruine, hauten mit Wucht zum Wrack es. Kreuze ließen sie sich einbrennen auf ihre Rücken, die Dörfler, mit Haken dran, von den Schmieden der Barbarei, diesen Mordbrennern des Dorfes. Haken, an denen sie ihr Gewissen einfach aufhingen und abgaben, wie im Wirtshaus ihre zerbeulten Jacken und Hüte. Kreuze, die sie nicht mehr los werden sollten, die demutsvollen Allesgläubigen. Ihre Leiber ins Feld geworfen, in jene draußen wie in jene des Dorfes, trieben sie um, die Dörfler, gekrümmt zwar, aber toll von Siegesräuschen und Sehnsüchten. Die Schädel auf dem Schafott schon, priesen sie noch den Herrn und die Herren. Tragend auf ihren bloßen Rücken das Gewicht ihrer Kreuze, schonten sie noch ihren Grimm. Und schwiegen. Brach lagen des Dorfes Äcker, von Sonne beschienen einst, im Schatten der Untat nun, doch gelernt zu ertragen das Unerträgliche, blieben stumm die Dörfler.

Weil das Dorf ein Dorf der Stummen war, war das Dorf auch ein Dorf der Stille. Selten nur gab es so was wie Unruhe. Und wenn, dann wurde rasch darüber weggegangen. Denn das Dorf der Stummen war auch eine Stätte der Gleichgültigkeit und des schnellen Vergessens. Mochten auch die Äcker und Wiesen, ja selbst die weite Landschaft des Riedes das Blut nicht mehr fassen, das vergossen wurde, nichts rührte sich, nichts. Stille, Ruhe, Gleichgültigkeit. Sie merkten gar nicht mehr, wie es floss, ihnen davon strömte, das Blut, das schon die Säuglinge des Dorfes ihren Müttern ins Gesicht spieen, das die Burschen ihren Mädchen aus den Schamlippen pressten, sich dabei als ganze Kerle fühlend, das die Alten den Jungen kübelweise aus den Adern zapften, immer und immer wieder. Sie alle waren Kinder des Dorfes. Und Kinder Gottes, wie ihnen der

Pfarrer eintrichterte. Und weil sie der Meinung waren, dass alles auf der Welt Bestand hätte, gesicherten Bestand, blieb jeder an seinem Fleck. Dort, wo ihn der Schöpfer hingesezt hatte. Denn dort würd er finden, was er brauch, immer und ewig. Und so blieben sie, ausgesetzt, ausgespieen, hingekotzt, auf diesem Fleck am Arsch der Welt, alle und ihr Leben lang. Und wenn mal einer wegging, gerufen im Namen Gottes oder des Volkes oder irgend einer anderen Lüge, dann ging er, in seinem Herzen das Dorf, um Rumpf und Beine schwarzes Hemd und schwarze Stiefel, und kam selten nur wieder. Und so gab's auch keinen, der sagte, da draußen ist die Welt, da gibt's auch was anderes. Und so gab es selten auch nur Tränen, denn alles hatte ja Bestand und ging seinen geregelten Lauf, den gottgewollten, vorbestimmten. Da gab's keinen, der an Tränenpfützen trüb erschlaffte. Keinen, dessen Auge vollgerotzte Fässer weinte. Denn das, das wär ein Zeichen von Schwäche gewesen. Und wenn das Dorf etwas nicht erlaubte, dann war es Schwäche. Schwäche gegenüber sich selbst, allem und jedem. Gefragt war Stärke, war Barbarei. Sie war das Alltägliche. Auch wenn sie sich fast ausschließlich in den Köpfen und Herzen abspielte, still, schweigend. Da gab es keine zerquetschten, ausgelaufenen Augen, keine rausgerissenen, zerfetzten Gedärme, keine zertrümmerten Schädel. Die Schreie, die kleinen, wenn sie da waren, waren bald verbraucht. Der Atem reichte so kaum zum Leben. Da bedurfte es keiner Folterknechte, die das Schweigen erzwangen, die Münder stopften oder das denkende Etwas zermalnten. Das Dorf als solches genügte. Sein langsames Wachsen über Jahrhunderte. Seine Struktur, seine Anatomie. Der Pfarrer, der Lehrer, die Schindlers und Greußings. Mehr brauchte es nicht.

Trotz des Verbotes der Großmutter ging er, der Knabe, wenn die Langeweile ihn trieb, an manchen Tagen rüber zur Barackensiedlung, zu den Verschlägen hinter der Strumpfe, in denen die Zwangsarbeiter jene wenigen Stunden ihres kargen Daseins fristeten, in denen sie nicht zwangsarbeiteten. Meist waren schon zwei, drei andere Kinder da. Sie standen dann im sicheren Abstand zu dem mannshohen Zaun aus Stacheldraht, der die hässliche Anhäufung von Holzverschlägen – Hundshütten, wie sie sie nannten – begrenzte, geschützt durch einige Büsche und das hohe Gras und glotzten nur und schwiegen. Nur wenn der Greußing Markus,

der Bub vom Ortsgruppenführer mal mit ihnen war, was selten nur vorkam, wurde es laut. Der wusste nämlich Bescheid über die Pollaken, wie die Zwangsarbeiter im Dorf genannt wurden. Er hatte sein Wissen von seinem Vater und aus den neuesten Jugendbüchern, die seine Familie von draußen, vom Altreich, kommen ließ. Und der Greußingbub war bestrebt, sein Wissen an die anderen Kinder weiterzugeben. Am liebsten schlichen sie sich am frühen Abend hinter die Strumpfe. So gegen sieben. Denn das war die Zeit der Fütterung. Da kamen die Männer und Frauen in ihren Kartoffelsäcken und den Fetzen um die Füße aus der Fabrik raus, getrennt nach Geschlecht und in Zweierreihen. Einmal, da brach eine Frau aus der Gruppe zusammen. Der Hinteregger Hans, der Meusburger Herbert und er, der Knabe, schauten sich an und der Hans hielt sich die Hand vor den Mund und lachte. Aber die Frau lag nicht lange am Boden. Gleich ist der Fessler Karl, der die Arbeiter am Morgen rüberführte vom Lager in die Strumpfe und am Abend wieder zurück, da gewesen und hat der Frau befohlen, aufzustehen. Und wie sie nicht gleich aufgestanden ist, die Frau, hat ihr der Fessler mit seinen festen Schuhen so heftig in den Bauch getreten, dass sie laut aufgeschrien hat. Da hat der Hinteregger Hans nicht mehr gelacht. Wenn dann die Arbeiter alle im Lager waren, fein säuberlich aufgereiht, ist der Kreibich mit seinem Leiterwagen gekommen, auf dem er eine große Blechbadewanne führte, aus der es dampfte. Und der Kreibich hat sich dann hinter seinen Wagen gestellt und hat laut „eins“ gerufen. Und der erste aus der Reihe der Arbeiter ist vorgetreten, ist zum Kreibich gegangen und hat ihm seine Blechschüssel hingehalten. Und der Kreibich hat dann mit einem Schöpfer in die Wanne reingelangt und hat der Einsernummer den Brei, oder was es war, auf den Teller geknallt. Und dann hat der Kreibich „zwei“ gerufen und der nächste aus der Reihe ist vorgetreten. Und so ist es dahingegangen. Beim ersten Mal als die Buben die Fütterungszeremonie heimlich beobachteten, zählte der Kreibich bis achtundsechzig. Dann, beim nächsten Mal, nur mehr bis fünfundvierzig. Und die Buben wetteten schon, ob der Kreibich nächste Woche noch bis dreißig oder nur bis zwanzig oder überhaupt nicht mehr zählen müsse. Sie täuschten sich schwer, die Kinder. Als sie eine Woche später wieder in der Nähe des Zaunes standen und glotzten, zählte der Kreibich bis

fünfundsiebzig. Am Wochenend hätten sie eine neue Wagenladung voll gebracht, klärte sie tags darauf der Greußing Markus auf.

Die Untat fiel, knüppeldick. Wie der See als Werk der Hundstage jährlich ins Dorf flutete, kam sie. Gemartert lagen Wiesen und Bäume, zerschunden die Menschen. Doch kein Wort, vielstimmig, das durchschlug die Mauer des Grauens. Kein Zittern im Atem der Dörfler, das sich zum Beben verstärken hätt können. Still nahmen sie hin ihr Leiden. Würzten es zart mit Gebeten nur. Und sagten sich, dass es so wohl sein müß, weil's immer schon war so. Sie bekreuzigten sich, sie küssten dem Herrn die nervigen Hände, sie sprachen ihr Amen und sie hatten ihr reines Gewissen, alle. Das narbige Antlitz, den Aussatz nannten sie schön. Sicher, ihr Wissen war löchrig. Doch wo der Schmerz wohnte, blickten sie nicht hin. Wo die Wunde klaffte, kehrten sie Mist drüber. Wo der Hunger umging, schrieten sie: dank! Dank für Speis und Trank! Und hungerten.

Er, der Knabe, war viel allein mit Bruder und Schwester und Großmutter. Mittags, an einem Wochentag, stand die Großmutter in der Küche und hatte eine Binde Speck vor sich. Die Kinder saßen bereits um den Tisch und schauten mehr auf den Speck denn auf die Großmutter. Die alte Frau schnitt drei dünne Scheiben ab und schaute dann die Kinder an und dann wieder den Speck und sagte, dass es die letzte Binde vor dem Winter sei. Und nachdem sie nochmals die Kinder angesehen hatte, etwas länger als zuvor, lächelte sie und schnitt nochmals drei Scheiben vom Speck. Sie legte den Speck in die Pfanne, die auf dem Ofen stand und sagte, dass das ein gutes Essen gäbe. Als sie aßen, kam der Onkel. Die Großmutter fragte ihn, ob er mitessen wolle. Nachdem der Onkel bejahte, stand die Großmutter auf, holte den Speck wieder aus der Dunkelkammer und schnitt zwei Scheiben runter. Dann, schon zögernd, eine dritte. Und dann, nach längerem Zögern, ging die Großmutter zum Kasten und holte ein Ei. Sie sah es lange an und legte es dabei von einer Hand in die andere, ehe sie es zum Speck in die Pfanne schlug. Er, der Knabe, der älteste und größte der drei Geschwister, starrte auf den Teller des Onkels und in seinem Munde wuchs der Speichel. Als sie gegessen hatten, wusch die Großmutter das Geschirr und die Kinder trockneten ab. Der Onkel saß am Tisch und las aus der Zeitung Siegmeldungen von den Fronten vor.

Die Großmutter, die einige Zeit zuhörte ohne was zu sagen, fragte den Onkel plötzlich und laut, ihm dabei in seine Vorlesungen fallend, ob er denn nicht in die Strumpfe müsse. Der Onkel verstand. Er faltete die Zeitung, stand auf, steckte die Zeitung ein und ging. Wortlos.

Tiefer noch als die Hiebe der Stöcke, als das Feuer der Brenneisen, prägten sich die Bisse des Hungers in der Dörfler Leiber. Zerschundene, nur Leere zermalmende Kiefer und Mägen. Selbst die Fliegen, im Stall ihren Appetit am Kot der Kälber anregend, wurden vom Abfall der Dörflermünder satter noch als deren Bäuche. Aber selbst der Dörfler Gedärme zeigten sich geduldig. Gedrängt, geprügelt, gelöchert von Entbehrung, unterdrückten auch sie ihr Krampfen und Knurren, nahmen still hin das Nichts.

Sie hungerten, die Dörfler, aber sie zweifelten nicht an ihrer Zukunft. Sie lagen darnieder, müde, zertrümmert, aber sie verloren nicht ihr bisschen Glaube. Er, der Knabe, hatte Angst, wie sie alle Angst hatten. Und doch war er nicht ängstlich, wie keiner ängstlich war im Dorf. Da war kein Aufschrei, der seinem lodernden Rachen zu entrutschen strebte. Die Lippen biss er sich wund, nicht zu weinen. Mit festem Griff klammerte er sich ans Gelehrte, an das, was das Dorf überlieferte, Generation um Generation, mochte unter seinem Griff die Hand erbleichen und das Blut unter seinen Nägeln ausfließen. Gedrängt und gezüchtigt hielt er freudeschlotternd hin seinen Schädel und Körper den Peinigern, den geliebten, gehassten. Wie der Stier unterm Schlachtbeil, so bückte auch er ins Joch des Unsterns sein Genick. Er kannte nichts anderes, der Knabe. Und was gut war für die Väter, die Großväter und die Großväter der Väter, das hatte auch gut zu sein für ihn, den Knaben. So wuchs er auf im Dorf, in dem die Kinder im Mutterleibe schon ergrauten, ungeboren schon herzlos wurden, zu Greisen verkamen. Im Dorf, in dem die Freude träge kroch und nur das Weh rasend umhertrieb und zustach, immerfort.

Damals, als das Wenige immer weniger wurde, als sie wohl nicht wirklich hungerten, aber doch nie satt wurden, damals, während der Jahre ohne den Vater, half die Großmutter öfters mal dem Lehrer im Garten. Für einen Krautkopf oder ein paar Kartoffeln. Der eigene Acker, auf kargem Boden, warf wenig nur ab,

wenngleich sie ihn mit eigenem Schweiß nässten und düngten. Und vor den großen kirchlichen Festtagen, da schmückte die Großmutter, gemeinsam mit der Lehrerschwester, die Kirche. Dafür durfte sie im Herbst im Garten des Pfarrers einige Äpfel pflücken. Weil die Mutter im Greußing-Schlachthof Granaten drehte und die Großmutter die Kinder nicht allein lassen wollte, nahm sie sie meist mit in den Garten bei der Schule und in die Kirche, zum Altarschmücken. Ihn, den Knaben, seine Schwester und seinen Bruder. Aber sie mussten nicht in der Kirche warten, bis die Großmutter fertig war, sondern durften draußen auf dem Friedhof bleiben. Sie gingen dann von Grabstein zu Grabstein und weil keines von den drei Kindern lesen konnte, dachten sie sich aus, wer wohl unter welchem Grabstein liegen könnte. Und manchmal scharrtten sie in Gedanken den einen oder anderen, Gerippe nur mehr, Staub schon fast, aus und spielten damit ihre Spiele. Und jedes der Kinder hatte seinen Grabstein, unter dem es einmal liegen wollte. Einmal bei ihrem Spiel, an einem Frühlingsnachmittag vor Ostern, kam ihnen auf dem Friedhof der Pfarrer Scheible entgegen. In seinen Händen hielt er ein Buch, aus dem er las. Dabei bewegten sich leicht seine Lippen. Und manchmal zog er aus seinem Rock ein Tuch, mit dem er sich die Stirne abtupfte. Trotz der Zeiten war der Pfarrer Scheible dick. Und immer hatte er einen roten Kopf. Der Pfarrer grüßte die Kinder und fragte sie wieder nach ihren Namen, die sie ihm schon öfters genannt hatten, die er aber immer wieder vergaß. Dann nahm der Pfarrer den Bruder des Knaben und die Schwester des Knaben, die beiden Kleineren, an der Hand und spazierte mit ihnen über den Friedhof und erzählte ihnen vom bevorstehenden Osterfest. Zwei Schritte hinter dem Pfarrer und dem Bruder und der Schwester ging er, der Knabe. Nachdem er ihnen vom Erlöser und seinen Leiden berichtete, hieß der Pfarrer den Bruder und die Schwester des Knaben in die Kirche reinzulaufen, ein Vaterunser zu beten und an den Gekreuzigten zu denken. Als die beiden weg waren, legte der Pfarrer Scheible seinen Arm um die Schulter des Knaben und spazierte mit ihm nochmals über den Friedhof. Dabei fragte er ihn, ob der Vater öfters schreibe und was er schreibe und was die Mutter und die Großmutter zuhause alles schwätzten und ob sie öfters Radio hörten und was sie hörten. Der Knabe erzählte dem Pfarrer Scheible von den seltenen Briefen des Vaters und er erzählte ihm von der Mutter und der Großmutter und dass es

zu Hause kein Radio hätte. Der Pfarrer Scheible tätschelte ihm mit seinen dicken Händen auf die Wangen und auf die nackten Oberschenkel und sagte, dass er ein braver Bub sei, ein braver Bub. Als sie ein Stück weitergegangen waren, der Pfarrer Scheible und er, der Knabe, der Arm des Pfarrers immer noch um die Schulter des Kindes gelegt, fragte er ihn plötzlich, der Pfarrer den Knaben, was er in seiner Hosentasche versteckt hätte. Das Kind schaute ihn an, den Pfarrer und sagte, dass da nichts sei in seiner Hosentasche. Aber der Pfarrer glaubte dem Knaben nicht und griff rein in seine rechte Hosentasche und suchte und griff links rein in die Hosentasche und suchte und dabei standen Schweißbestropfen auf seiner breiten Stirn. Aber solange er auch suchte, der Pfarrer Scheible, er fand nichts. Da nahm er die Hände aus den Taschen des Knaben und tätschelte nochmals sein Gesicht und sagte nochmals, diesmal leicht schnaufend, dass er ein braver Bub sei, ein wirklich braver Bub, er, der Knabe.

Den Schein von Muse verbreitend, von Allwissenheit und Zartsinn, tafelten sie, die dunklen Mächte des Dorfes, die Freunde des Entsetzens, des Grauens, die Urheber der Wunden, mit ihren fetten Hintern gefräßig auf dem Dorf und ließen diesem gerade die Luft zum atmen. Gierig nahmen sie, griffen sie zu und schnürten die schmalen Kehlen. Die Sonn hätte erbleichen müssen ob diesem Anblick. Der Abendschein hätte am Firmament bebend krepieren müssen. Aber da war keiner der versuchte, die Seel aus dieses Leibes blutger Blöße zu reißen, sie breit zu stampfen. Keiner, der den Himmel mit Lästerfluchen beworfen hätte. Nichts. Stumm wälzte das Drangsal einher. Magre, krumme Leiber, die Wangen hohl und eingefallen, von frostigem Zähneklappern geschüttelt, ausgespöen von Schwindsucht und Nacht auf diesen schmierigen Fleck hinterm Arlberg, nahmen sie hin, was immer kam. Nie riss die Geduld und der Glaube diesen Kindern des Mangels. Da entsprang kein Donnern dem Wolkenrunde und schnäuzte dreist die riesigen Nüstern. Da sah man keine Wolken sich ballen, den Himmel wild zu beuteln, zu bäumen und zu neigen. Nichts. Nur Stille. Die Straßen des Dorfes, katzenkopfgesteinigt, schwiegen. Und wie sie, schwiegen auch die Menschen des Dorfes, watend auf diesen Straßen im eigenen Blute. So haben sie sich selbst um ihr kleines Stück Dasein gelumpt, dies gar nicht merkend, stolz fast darauf.

Im Jahre vierundvierzig, an einem Sommernachmittag, der Knabe hatte der Großmutter beim Heumachen geholfen und war auf dem Weg runter zum See, um sich von den juckenden Heublumen auf der schwitzenden Haut zu befreien und auch, weil die Nachbarkinder schon beim Sandloch auf ihn warteten, stand vor der Kirche ein großer Lastwagen, grau und alt. Und Soldaten waren da. Und beim Eingang zur Sakristei, vor dem Ölberg, standen ein paar Dorfbewohner und der Pfarrer und redeten heftig miteinander. Der Knabe stellte sich dazu und versuchte aus ihren Worten den Grund ihrer Aufregung zu erraten. „Alles für den Sieg“, hörte er den Pfarrer sagen. „Der da droben“, dabei hob er den Arm und zeigte mit den Fingern in die Wolken ohne dabei hochzublicken, „der da droben, der würd genauso handeln“. Wer denn jetzt zur Mess läuten würd und was sei, wenn vom See her das Wasser käme, hörte er die Leute fragen. Und „Kugeln sind jetzt wichtiger als alles andere“, hörte er den Pfarrer antworten. „Weil ohne Kugeln der Russ kommt und mit dem Russ das End“. Als er doch noch zum See, zum Sandloch runter kam, der Knabe, teilte er den anderen mit, dass die Soldaten eben die Kirchenglocke abgeholt hätten. Ihre Glocke, an deren Strick sie manchmal zu zweien oder dreien ziehen durften, eine Zeit lang blind, stumm, eh sie zu schlagen begann und die ihnen ihr Gefühl vom Fliegen vermittelte, wenn die Kraft des Glockengeschaukels sie ein paar Zentimeter vom Boden abhob. „Die Glocke, unsere Glocke, die Kirchenglocke haben sie geholt, die Soldaten“, wiederholte er das Gesagte. Die anderen lachten ungläubig. Da erzählte er ihnen, was er gesehen hatte. Dass da Soldaten waren und dass sie mit dicken Stricken die Glocke langsam vom Turme runterließen und dabei laut schrieen. Und dass sie die Glocke auf den grauen Lastwagen setzten, der beim Kirchturm stand und dass sie dann davon fuhren, die Soldaten, mit der Glocke. Und dann erzählte der Knabe den anderen Knaben was er gehört hatte bei der Kirche. Dass die Kirchenglocke aus ihrem Dorf gebraucht würd, an der Front. Und dass das die Worte des Pfarrers gewesen seien, sagte er den anderen. Gemeinsam rätselten sie, im Wasser wie auf dem Land, selbst beim Spiel mit den Gummifetzen, die zu einem Ball zusammengeknotet waren, wozu denn ihre Glocke an der Front gebraucht würde. Und das Einleuchtendste war wohl, dass damit die Gottlosen, die Russen, vor denen die Kinder mehr Angst hatten als vor dem Rheingeist, der jährlich seine

Opfer verlangte, dass diese Russen durch die Kirchenglocke aus ihrem Dorf bekehrt werden sollten. Abends, als er heimkam vom See, der Knabe, erzählend von den Soldaten, der Kirchenglocke und seiner und seiner Freunde Erklärung für das Ganze, bestärkte ihn der Onkel in eben diesen Bubengedanken. „Zur Bekehrung der Russen, richtig“, lachte er. Laut und lang. Und er wiederholte das Gesagte. „Zur Bekehrung der Russen. Aber die schaut anders aus, als du sie dir vorstellst“. Und er erklärte dem Knaben, dass man diesen Barbaren den Glauben nicht einläuten sondern einbläuen muss. Und dass deshalb aus der Glocke ihres Dorfes Kanonenkugeln gegossen würden, mit denen die Russen bekehrt würden. Für immer und ewig. „Tschumm“, sagte er, der Onkel. Dabei beschrieb er mit seiner geöffneten Faust eine langsame Halbkreisbewegung durch die Luft. Und „Peng“, sagte er. Und dabei streckte er die Finger flach und führte die vorige Bewegung rasch zurück. Die Großmutter, die beim aufgeregten Bericht des Knaben über die Vorgänge bei der Kirche und bei der Belehrung des Onkels stumm dabei saß, hieß das Kind in die Waschkammer zu gehen und sich die Zähne zu putzen. Er ging und sie folgte ihm. „Wo’s keine Kirchenglocke gibt, gibt’s auch keine Kirche. Ab morgen brauchst nicht mehr zur Frühmess gehn. Nur wenn du magst“. Sie lächelte in den kleinen Spiegel ober dem Waschbecken und der Knabe lächelte zurück in den kleinen Spiegel. Und sie streichelte ihm über den Rücken, während er sich vorbeugte über das verbrauchte Spülbecken, um sich mit dem Gemisch aus feinem Sand und Pfefferminze die Zähne zu putzen. „Ach was“, sagte die Großmutter. „Der da droben und die Kirche, das sind zweierlei Ding“. Und nochmals lächelte sie und schickte die Kinder fortan weiterhin täglich zur Frühmess.

Umso lauter es vom See her krachte, umso dichter die Asche vom Dorfhimmel fiel, umso gefräßiger und unersättlicher nahten die Nächte. Bald schon erreichten sie blutige Größe. Mit gerötetem Wasser flossen Rhein und Ache zum See und der See zum Meer, röter noch. Nur den Dörflern selbst floss kein Blut mehr in den Adern, das schon zuvor den wenigsten nur floss. Sie hatten Hände, einzig zum arbeiten. Sie hatten Füße, einzig zum marschieren. Und sie hatten Köpfe, gerade gut genug für ausgebeulte Hüte und Helme, todbringende. Und Adern und Venen

und Herzen, hart wie Stahl. Was auch. Wer würd schon ihren kleinen Tod beweinen, in dieses grenzenlosen Todes großem Leiden. Die Blutsümpfe des Riedes reichten ihnen zu den Knien und weiter. Noch aber nicht bis zum Hals. Noch ersoffen sie nicht im eigenen Blute. Der Torf, den sie stachen, draußen, in der Ebene vor dem Dorf, kroch ihnen blutlings davon, aber noch gab er Wärme. Ihre Haut, schneeweiß noch als Schnee, hielt die Glieder kaum mehr zusammen, aber noch pochte zart der Puls in den Leichnamen. Und die Leichname hofften und glaubten und hofften. „Wo Gott, keine Not“. Aber da war weit und breit kein Gott in Sicht, der ihnen helfen hätte können. Und nie hatten sie gelernt, sich selbst zu helfen. Und so wurden die Bilder der beiden Erlöser, des Gekreuzigten und des Gefreiten aus Braunau, zu Bildern ihrer eigenen Hilflosigkeit, die sie anbeteten, heftiger von mal zu mal, je tiefer ihre Glieder im Blutbad versanken.

Trotz der Schwere des Blutes und der Untat, die fiel, strickedick wie der Regen, begann das Ried alljährlich im Frühjahr von neuem prächtig zu blühen. Vielleicht gerade wegen der Untat und der Meere von Blut, den Dörflern zu zeigen, schwimmt und kämpft und wehrt euch. Nicht ein Gräslein, keine Birke, keine Blume zeigte Unterwürfigkeit oder gar Feigheit. Nichts da. Im Herbst ein farbenfröhliches Abschiednehmen, ohne Wehklag, ohne Schmerz, um jedes Jahr im Frühling von neuem gesund und kraftvoll wiederzuerscheinen. An die hundert Kühe des Greußingbauern weideten in dieser Riedebene, von einer Handvoll Buben für ein paar Essensbisse tagsüber zusammen gehalten. Am frühen Abend kam dann der alte Knecht der Greußings in Ried und löste die Nacht über die Buben ab. Jok, wie er von jedem im Dorf gerufen wurde, war ein krummer Mann um die siebzig und erlebte sein Ausgedinge auf dem Greußinghof, wo er, zehnjährig, als Knecht begann. Manchmal, wenn der Jok etwas früher als gewohnt kam und die Sonne noch fast hoch am Himmel stand, blieben sie etwas länger draußen beim alten Knecht, die Buben. Dann ließ er sie an seiner trockenen Pfeife ziehen und erzählte ihnen vom Kaiser, der in Joks Jugendzeit mit der Kutsche durch ihr Dorf fuhr. Früher musste man nämlich, wenn man vom Süddeutschen in die Schweiz wollte, mitten durch ihr Dorf, erzählte ihnen der Jok. Und er erzählte ihnen, wie vierzig Jahre nach dem Kaiser der Hitler durch ihr Dorf kam. Dass die

Dorfbewohner alle im Sonntagskleid vor dem Posthäuschen standen und dem Führer zujubelten. Und dass die Strumpfwirkerei an diesem Tag geschlossen blieb, dass die Arbeiter sich an der Dorfstraße aufstellen und mit hochgestrecktem Arm zuerst das Dorflied und dann das Deutschlandlied singen mussten. Dasselbe Dorflied, das die Buben durch ihren Lehrer kennen lernten, der es extra für jene historische Stunde – „die schönste in meinem Leben“ – komponierte und dichtete, wie er ihnen stolz verkündete. An diesen Frühlingstagen schmeckte den Kühen des Greußingbauern, nach dem langen Winter im Stall, das neue Gras besonders gut. So hatten sie nicht viel zu hüten, die Buben. Sie lagen in der Frühjahrs Sonne, brien im Feuer die Greußing-Kartoffeln, die ihnen als Tageszehr mitgegeben wurden und ließen Krieg Krieg sein. Nur der Bruder des Knaben streifte öfters über die weite Riedlandschaft und klaubte dies und jenes zusammen und steckte es in seine Hosentaschen. Und am Abend, wenn sie heimkamen aus dem Ried, dann setzte sich der Bruder an den Küchentisch und die Großmutter musste sich neben ihn setzen. Und dann zog er die draußen gesammelten Teile einzeln aus den Hosentaschen und legte sie fein säuberlich auf den Tisch. Und er erklärte dann der Großmutter stolz jeden einzelnen seiner Funde: die Speerspitze des Jägers, den Adlerknochen, den Kamm eines Urmenschen. Aber weil alles was er, der Knabe, sah, nur Steine und Holzteilchen waren, sonst nichts, lachte er. Laut und spöttisch. Die Großmutter sah ihn dann nur an und er ging aus der Küche und sein Bruder erklärte weiter seine Wertgegenstände.

Im ersten Schuljahr, als der große Krieg sich immer näher ans Dorf schlich und die kleinen Kriege der Dörfler beinah schon verschlang, hieß der Lehrer die Kinder mit Zeitungspapier zu basteln. Als die Stunde zu Ende ging, zeigte ein jeder dem Lehrer sein Kunstwerk. Als er, der Knabe, an der Reihe war, lachte der Lehrer und fragte ihn, was das denn sein sollte, was er da in Händen halte. Der Knabe erklärte, dass das ein Flugzeug sei. Ein Kampfflugzeug. Er hatte noch nie ein richtiges Flugzeug gesehen, der Knabe, aber Bilder, in Büchern und Zeitungen. Und er war überzeugt, dass ein Kampfflugzeug so auszusehen hatte, wie er es eben bastelte. Aber der Lehrer lachte nur, auch als der Knabe ihm Einzelheiten seines Kunstwerkes erläuterte. Der Bub war wütend. Und als der

Lehrer sein Flugzeug demolierte und mit einigen Handgriffen ein neues bastelte und es dem Knaben hinhielt und sagte, dass so ein deutsches Kampfflugzeug aussehe, so und nicht anders, da weinte das Kind. Fortan, wenn der Bruder wieder mal mit Steinen und Holzteilchen kam und der Großmutter erklärte, was er da alles gefunden hatte, lachte der Knabe nicht mehr. Und er stand auch nicht mehr auf und ging aus der Küche, sondern blieb sitzen und hörte zu.

Er, der Knabe, der er war, Kind noch und doch schon Greis, lernte spät erst zu sehen. Und manches, weniges nur. Trüb, durch dicke Nebelfetzen. Blindheit war das Normale. Die Augen waren einzig dunkle Löcher, nicht mehr. Sich rauszuhalten, bemühten sich die Dörfler, aus dem Krieg der Klassen. Durch Schweigen, Stille, Dumpfheit. Durch Wegschauen, ja nicht hin blicken. Und sie merkten nicht, dass sie so mitkämpften, fest und gnadenlos, auf ihres Gegners Seite. Mit aller Kraft trieben sie ihre Erben in die Klauen der Lehrer und Pfarrer, der Schindlers und Greußings. Und so wie diese es verstanden, mit sicherer Würde ihre fetten Bäuche zu wölben, gönnerhaft und großzügig, so verstanden sie es auch meisterlich, zurecht zu biegen die Kleinsten schon für ihre Zwecke. Und je mehr sie gaben, die Dörfler, umso blinder wurd ihr Denken und ihr Blick. Und je mehr sie nahmen, die Barbaren, umso mehr quollen ihre Glotzer zu bleiern Quallen, schwammig und schleimig, die sich über alles legten und alles verschmierten, was vielleicht mal da war, einst.

Neben der klaffenden Wunde machte sich breit das lodernde Fieber, neben der Eiterbeule hausten die Pestgeschwüre, neben der Kirche lag die Dorfschule. Ein zweistöckiges Haus, an das der Geräteschuppen der Dorfffeuerwehr angebaut war. Im Erdgeschoss befanden sich zwei größere Räume, die als Schulklassen dienten und im Obergeschoss wohnten der Pfarrer Scheible und der Lehrer Stadelmann mit seiner Schwester, die die beiden häuslich versorgte. In dem einen Klassenzimmer wurden die Sechs- bis Zehnjährigen, im anderen die Zehn- bis Vierzehnjährigen unterrichtet. Der Lehrer und der Pfarrer lehrten abwechselnd mal bei den Kleineren, mal bei den Größeren und manchmal wurden die beiden Klassen auch zusammen gelegt und manchmal passte auch die Schwester vom Lehrer, das Fräulein Lehrerin, wie sie genannt werden musste, auf die Kinder auf.

Als er das erste Jahr zur Schule ging, der Knabe, hing hinter dem Lehrerpult der Führer des Großdeutschen Reiches, der den Kindern beim täglichen Morgengebet fest in die Augen blickte. Während des Gebetes mussten sie stramm stehen, die Kinder und auf das Vaterunser folgte ein „Heil Hitler“, eh sie sich setzen durften. Gegen Ende seines ersten Schuljahres wurde das Führerbild entfernt und bei den täglichen Gebeten blickten die Kinder fortan auf einen hellen Fleck an der Wand. Und auch das „Heil“ am Ende eines jeden Gebetes wurde gestrichen und durch ein „Morgen, Herr Lehrer“ ersetzt, das aber nicht weniger stramm klang, als das „Heil Hitler“ zuvor. Wenngleich nur Schädel da waren, wo Kinder sonst Köpfe tragen, gab's für die Kleinen viel zu lernen. Viel. Nur eines nicht: dass da kein Tod anklopft, „Verzeihung“, wenn Uhren zu flüchtig pochen, wenn Kalender zu rasch sich verjähren. So konnte der Lehrer schlagen, was der Stock hielt, mit dem er züchtigte. Da war keiner, der die betrogene Zeit rückforderte. Keiner, der Wunde und Fieber, Geschwür und Eiterbeule bemerkte. Sie starben alle ihre Tode, bevor sie noch zu leben begannen. Sie siechten dahin, geworfen in die bleigrauen Nächte des Dorfes, kauend ihr feuchtes Brot, die Lippen blau vor Kälte und Starre und flüchteten sich nicht mal mehr in Träume, zu schöpfen daraus Hoffnung und Kraft.

Mit dem Knaben begannen auch andere Knaben in die Schule zu gehen. All die Karls und Siegfrieds und Ottos und Adolfs. Einer von ihnen hieß Erwin, Allgäuer Erwin. Die Allgäuers hatten schon fast im Ried draußen ein kleines, halbverfallenes Anwesen, niemals ausreichend, ihre Löcher im Bauche zu stopfen, geschweige denn die Löcher in Jacken und Hosen und Schuhen. Beim Lehrer war der Allgäuerbub nicht sehr beliebt. Wohl weil er der einzige war, der dem Lehrer nicht immer und ewig seine Demut und Unterwürfigkeit zeigte, der sich manchmal sogar duckte, wenn er zuschlug, der Lehrer. Einmal, als der Erwin wegen einer Kleinigkeit wieder mal zum Pult vor und die Finger ausstrecken musste und vom Lehrer mit der Weidenrute geschlagen wurde und der Erwin nicht dank sagte, wie's der Lehrer verlangte und ihm der Lehrer nochmals auf die Finger schlug und der Erwin sich immer noch nicht bedankte und ihm der Lehrer daraufhin mit der Weidenrute ins Gesicht schlug, platzte es aus dem Erwin heraus.

„Nazischwein“, schrie er den Lehrer an. Knapp, kurz sein Wort, kaum ausgesprochen, es auch schon bereuend. Es war still in der Klasse. Auch der Lehrer schwieg. Nur das stumme, unterdrückte Schluchzen vom Erwin war zu hören. Nach einer Weile der Stille schickte der Lehrer den Erwin auf seinen Platz und machte mit dem Unterricht dort weiter, wo er zuvor aufgehört hatte. Als der Knabe an diesem Tag von der Schule heimkam und der Großmutter vom Vorgefallenen berichtete, sagte ihm die alte Frau, dass er schon recht gehabt hätte, der Allgäuerbub. Etwas später aber nahm die Großmutter mit ihren Händen die Schultern des Knaben, blickte ihm fest in die Augen und sagte, dass er das, was sie eben sprach, niemandem erzählen dürfe. „Niemandem, verstehst du. Auch nicht deinem Onkel“. Als der Knabe darauf hin nichts sagte, nur schwieg, griff die Großmutter noch fester um seine Schultern und wiederholte das Gesagte. Er verstand nicht, der Knabe. Er spürte nur den festen Griff in seinem Fleisch und er wartete darauf, dass sie vielleicht zuschlagen würd, die Großmutter. Aber sie erzählte ihm nur, die alte Frau, vom anderen Allgäuerbuben, der krank war und deshalb eine Schande fürs Dorf, für die Schule und den Lehrer. Sie erzählte dem Knaben, dass der Lehrer deshalb den Bruder vom Erwin, der vier Jahre älter war als dieser, in ein Heim bringen hat lassen, draußen, bei München, wo er bald darauf umgekommen sei. Noch immer verstand er nicht, der Knabe. Und er fragte die Großmutter, warum sie dann trotzdem die Freundin von der Lehrerschwester sei und mit ihr gemeinsam den Kirchenaltar für den Pfarrer schmücke und dem Lehrer im Garten helfe. Weil sie im Dorf leben würden und weil er was zum Essen brauch, er, der Bub, lächelte die Großmutter. Und dann, ernster und stiller, schon gar nicht mehr für das Ohr des Knaben gedacht, der die Worte ohnehin nicht verstanden hätte, murmelte sie: und damit's mir nicht geht wie dem Allgäuerbuben.

Zweihundert, dreihundert Jahr hätten sie werden können, und älter, die Dörfler, nichts hätt sie geworfen aus ihrem eingeübten Trott. Ein Jahr wie das andere, ein Jahr wie Hunderte von ihnen. Sie standen auf, morgens, ohne sich je hingelegt zu haben. Sie gingen schlafen, abends, ohne morgens je aufgestanden zu sein. Aber noch immer nannten sie es Leben, ihr ewiges Schongestorbensein. Hundertmal

stieß man ihnen die Mäuler in den Dreck und hundertmal spuckten sie geduldig, dankbar fast, ihre Zähne aus. Und kein Schrei weit und breit, der sich aus ihren zahnlosen Mäulern strampelte. Und schon lange keiner mehr, der seinen Peinigern das steinerne Herz vor die Stirn geknallt und geschrien hätte: da habt ihr es. Schluss. Aus. Mit hähnchenbekleckerten Lippen blökten die einen hinaus, ohne Scham, ihre geilen Fahnenhochschnulzen, während die anderen ständig ihre Leiber zum Opfergang gürteten. Und für was? Und für wen? Für sie, denen die Bratensoß aus den Mundwinkeln troff und deren heilverseuchte, erweichte Gehirne vor keiner Untat zurückschreckten. Denen bei eisigster Kälte noch die Hemden an ihren schweißigen Leibern klebten, während die andern zu Tode sich froren.

Die Schinderfamilie war groß. Nicht nur der Zahl nach. Groß und mächtig. So groß und mächtig, dass sie außerhalb des Dorfes ein ganzes Viertel mit schönen Häusern besiedelte. Dieses Viertel hieß nicht zufällig „Herrengarten“. Man sah sie selten, die Schindlers. Sie hatten es nicht nötig, sich sehen zu lassen. Man hielt sich zurück, in den Palästen aus Marmor und Stahl, bei Wärme und Tee. Was wirkte, das war ihr Geld. Es floss, wo es ihnen half. Erst zur Heimwehr, dann zu den illegalen Nazis, dann zu den legalen. Sonntags sah man sie, die Schindlerfamilien, in der ersten Bankreihe der Kirche, wo sie ihre fixen Plätze hatten und wo sie mit unschuldigen Gesichtern große Geldscheine in den Klingelbeutel steckten. Sie kannten nicht Scham. Schließlich hatten sie ja keine sichtbare Schuld auf sich geladen. Ihre Hände waren rein. Ihre Köpfe glatt. Die Wunden des Dorfes nicht ihr Problem. Was auch sollten sie sich sorgen. Sie schliefen in warmen Betten. Ihre Töpfe waren voll.

Früh, beim Füttern der Kuh und der Hühner, während die Großmutter das Frühstück richtete und die Mutter die Granaten, drunten beim Greußingschlachthof, hörte der Knabe oben in der Tenne, überm Stall, wo das Heu lag, ein Geräusch, das er nicht deuten konnte. Er hörte. Und weil er dann lange nichts hörte, fütterte er weiter die Kuh. Plötzlich war es aber wieder da, dieses Geräusch. Er ging, um nach der Ursache zu sehen. Er stieg die Leiter zum Heuboden empor. Ängstlich. Zuerst sah er nichts. Als er weiter schaute, sah er im

Heu einen Menschen liegen. Der Knabe hielt die Luft an. Er stieg die Leiter rückwärts runter, achtend darauf, ja nicht zu atmen. Er lief ins Haus, in die Küche und atmete schnell und flach, all das aufholend, was er zuvor versäumte. In der Tenne, im Heu, schnaufte er. Die Großmutter ging und kam bald darauf wieder. Hinter ihr der Mann, den der Knabe vorhin im Heu sah. Er saß am Küchentisch, der Knabe, auf dem sein Frühstück für die Schule, eine Schale Milch und eine Scheibe margarinebestrichenes, hausbackenes Maisbrot stand und rührte sich nicht. Die Großmutter legte ihre Hände auf die Schultern des Mannes und drückte ihn auf den Stuhl, auf dem sonst immer die Mutter saß. Der Mann, der anders aussah als die Männer aus dem Dorf, schaute den Knaben an und lächelte. Seine Zähne waren schwarz. Die Großmutter holte eine Tasse und schenkte dem Fremden von der Milch ein, die auf dem Ofen stand. Dann schnitt sie eine Scheibe vom Brot und legte sie ihm neben die Tasse. Der Mann schaute die Großmutter an und die Großmutter sagte „essen“. „Essen“, sagte sie und nahm ihre Tasse und löffelte geräuschvoll von ihren im Kaffee aufgeweichten Brotstücken, dem Fremden damit das Gesagte vor Augen führend und sprach nochmals „essen, du essen“. Der Mann nahm die Tasse, die vor ihm stand und trank sie leer und er nahm das Brot, das er mit zwei Bissen in seinem Mund verschwinden ließ. Die Großmutter schenkte nach und schnitt eine weitere Brotscheibe vom Laib. Der Fremde trank und aß und stand auf. Hastig alles. Dann gab er der Großmutter die Hand. Und dann gab er dem Knaben die Hand, die dieser nur zögernd nahm. Und dann ging er. Und nie mehr hat der Knabe diesen Mann wiedergesehen. Wer das gewesen sei und ob sie ihn gekannt habe, fragte er die Großmutter. Weil sie ihm doch von ihrer Milch und von ihrem Brot gegeben habe. Nein, sie habe ihn nicht gekannt, sagte die Großmutter. Und von ihrem Brot und ihrer Milch hab sie ihm gegeben, weil er hungrig gewesen sei, der Mann. Ob er das denn nicht gesehen hätt. Der Knabe nickte. Lang dauert's nicht mehr, nicht mehr lang, wirst sehen, lachte die Großmutter. Aber wie so oft verstand er sie nicht, der Knabe, die alte Frau.

Es ging dem Ende zu. Anders donnerten sie nun an die Welt aus der Wucht ihrer Kehlen als die Jahre zuvor, die Pfarrers und Lehrers, die Greußings und

Schindlers, die wenigen, die häuslich hausten. Ihre Herzen aus Eisen, kalt, kaum leiblich, dröhnten blechern überm Dorf. Ihre von Freud und Tränen genässten Grimassen kreischten irr: schlimm und ah und oh. Toll gebärdeten sich ihre Nerven zum Spuk, zum entfesselten, selbst aus der Niederlage noch ihre Siege zu schöpfen. Hoch droben auf den Dächern sitzend, drehten sie sich mit dem Wind der wehte. Glänzend verstanden sie es, sich anzupassen allem. Und sie, die anderen, die vielen. An ihnen ging auch das Ende spurlos vorüber. Sie harrten dem Kommenden entgegen, warteten. Verschlungen von der Brandung, rundgespült und hohl, starrten den Stunden ins narbige Antlitz sie, wissend, dass sich nichts ändert durchs End, ihr Ende ohnehin längst schon hinter sich. Und wie die Alten, so schwiegen auch die Kinder, angekohlt die Gesichter, die Lippen rissig, aus Rauch und Ruß empordrängend einzig ihre hirnlosen Fratzen. Kein Lachen und kein Todesschrei, der ihr Verbrennen ächzend und stöhnend bekanntgab den Jahren, den kommenden. Ihre Kehlen, gepresst und geschnürt durch Jahre, sträubten sich, stellten quer sich den Klumpen im Hals. Geworfen ruchlos ins Blutbad, verdrängten sie den Gestank der Verbrennenden, indem sie sich die Nasen verstopften, verdrängten die Herzen in Brand, indem sie ihre Lider senkten und mit Fetzen behängten ihre Ohren, die ohnehin nie hörten.

Die Franzosen waren nicht mehr weit. Aber nicht Fieberdelirien quälten die Züchter der Unzucht, die Metzger und Henker, sondern einzig die Qualen der Umstellung. Das Hochheben der breiten Hintern von den Nacken des Schlachtviehs, für kurze Zeit, um sie ihnen furzend und stinkend bald wieder draufsetzen zu können. Aber weil sie das Anpassen an Veränderungen erlernt hatten, über Jahrhunderte, die Wucherer und Schamlosen, wurd aus gar manchem von ihnen, rasch und über Nacht, ein Partisan der ersten Stunde, ein Patriot ganzen Herzens. Bald sah man den alten Greußing allmorgendlich nach dem Kirchgang mit einem Korb voller Essenssachen zu den Verschlagen der Strumpfe gehen, dort mildtätig seine Gaben an die „Ärmschten vom Dorf“, wie er die zuvor verhassten Pollaken nun nannte, verteilen. In den Büros der Strumpfe wurd wieder das Kreuz an die Wand genagelt, wo zuvor sieben Jahre lang das Führerbild hing. Und jedes Mal wenn am Abend, weit vom Wasser rüber,

Fliegergeräusche und Bombenexplosionen zu hören waren und es die Nacht durch überm See rot glühte, hielt der Pfarrer am nächsten Morgen in der Kirche eine Rede gegen dieses Werk des Satans, dem er die Jahre zuvor Messe um Messe, Predigt um Predigt geweiht hatte. Nur an den Niederen, den ständig Getretenen, gingen die Veränderungen spurlos vorüber. Sie brauchten sich nicht umzustellen, brauchten sich nirgends anzupassen. Sie lebten weiterhin ihre täglichen stillen Tode, wie sie diese schon seit Jahren lebten. Die Würgegriffe und das Schweigen erhielten wohl eine neue Qualität. Aber es blieben eben Würgegriffe. Und es blieb das Schweigen. Kein Gott, der runterstieg mit Engelchören und anhob zum Jüngsten Gericht. Ihnen winkte kein erlösender Mai, mochten hunderte Aprile schon da gewesen sein. Ihr Friede fiel übers Dorf, so wie der Schnee fiel. Er kam einfach. Kam, wie die Stürme oder der Frühling kamen. Nicht gemacht von ihnen. Nicht erzwungen mit Gewalt. Und darum wohl ging er weiterhin schwanger mit Krieg, ihr Friede, wie immer schon. Blieb er, ihr ewiger April.

Das große Weltenschlachten neigte sich dem Ende zu, draußen, weg vom Dorf. Am Tisch, an dem der Knabe saß, saß jetzt auch eine Gutsbesitzersfrau aus Schlesien, die Witwe eines Generals, mit ihren zwei Söhnen. Er, der Knabe und sein Bruder mussten ihr Zimmer den ungewollten Gästen überlassen und schliefen fortan, bis zur Heimkehr des Vaters, bei der Mutter. Die beiden Söhne der Witwe waren etwa im Alter des Knaben. Und doch war da wenig nur, was sie gemeinsam hatten. Wenngleich er, der Knabe, ein Kind des Dorfes war, gewohnt durch sein Leben an das Unvorstellbare, liebte er sie nicht, die Spiele der beiden Generalssöhne aus Schlesien. Und das nicht nur, weil die beiden eine völlig andere Sprache sprachen als er, auch weil ihre Spiele immer dieselben waren. Sie fingen kleines Getier, Käfer, Fliegen, Spinnen. Jeder ein Stück. Dann wurde ein Bein vom einen und ein Bein vom anderen Tier, mittels eines Garnstückes, aneinandergknötet und die Tiere wurden dann wieder laufen gelassen. Sieger des Spieles war der, dessen Tier dem anderen Tier zuerst ein Bein ausriss. Sie gaben den Tieren Namen und sie feuerten sie an und der Sieger war stets Generalmarschall und trug den Namen des Vaters der beiden Buben.. Die Witwe blieb bis zum Winter sechsundvierzig. Nach Kriegsende und Sommerferien

musste der Knabe den älteren der beiden Schlesier täglich mit zur Schule nehmen. Er schämte sich deswegen, denn der Fremde war auch bei den anderen Dorfkindern nicht beliebt. Einmal, auf dem Heimweg von der Schule, hielten die beiden vor dem Greußinghof. Auf der Bank neben der Stalltür saß der alte Jok in der nicht mehr kraftvollen Herbstsonne, wie immer die trockene Pfeife im Mund. Der Knabe ging zu ihm und setzte sich neben den alten Mann, dessen arbeitsgebräuntes Gesicht noch hagerer und eingefallener wirkte als gewohnt. Als er eine Zeit neben dem Jok saß, der Knabe, schweigend, fragte ihn dieser, wer denn das sei, mit dem glattgebügelten Matrosenanzüglein und deutete dabei mit seiner Pfeife auf den Buben aus Schlesien, der drei Schritte neben ihnen stand. Der Knabe erzählte dem Jok von der Gutsbesitzerswitwe, von ihrem verstorbenen Mann, dem General und den zwei Buben. Und obwohl er sich mit dem Jok in der Sprache des Dorfes unterhielt, schien der Generalsohn zu verstehen. Denn plötzlich griff er die Erzählung des Knaben auf und berichtete von seinem Vater, den er ebenso wenig kannte, wie der Knabe den seinen, als von einem heldenhaften, hochdekorierten Soldatenführer der bestorganisierten Armee der Welt. Er stand dabei stramm und was er sagte, hörte sich an wie die Litanei des Pfarrers während der Sonntagsmesse. Als er geendet hatte, der Schlesier, nahm der Jok seine Pfeife aus dem Mund und kratzte sich damit hinterm Ohr. Dabei kniff er die Augen zusammen, als würd er irgendwo weit weg etwas erkennen. Langsam begann er dann zu sprechen. Er sagte, ruhig, nur für ihn, den Knaben bestimmt, dass es immer dasselbe sei. Dass sie sich zuerst als die Herren der Welt aufspielten und dann feige den Schwanz einzögen. Und zu den Ärmsten der Ärmsten gekrochen kämen, um denen noch das letzte Stück Brot wegzufressen und um sich vor denen immer noch als Herren aufzuspielen. Als der Schlesierbub auf dem Weg vom Greußinghof nach Hause den Dorfbuben dann fragte, was „dieser alte Doofmann“ denn gesagt hätte, sagte er nichts, der Knabe. Dann aber, ein paar Schritte weiter, trat er dem Witwensohn aus Schlesien kräftig in den Hintern und sagte ihm, dass dieser Doofmann sein Freund sei. Zuhause, als der Generalsohn seiner Mutter ob dem Tritt in den Hintern vollgeweinte Augen vorwälzte, schlug die Gutsbesitzerswitwe mit der Zeitung, die sie eben in Händen hielt, dem Knaben ins Gesicht. Drei mal. Daneben stand die Großmutter des

Buben und der Bruder stand daneben und die Schwester stand daneben und alle blickten sie zur Seite bei den Schlägen.

Aufschreien hätten sie müssen: vorbei und nieder mit den Barbaren und besser machen, sollte man meinen. Schnauben und Keuchen hätten sie müssen, vor Wut, und rausbrüllen die Pein, sollte man glauben. Doch nichts, nichts, nichts. Die über Menschenalter wie Schindmähren Zusammengerittenen blieben stumm, wie die Steine des Dorfes, doppelt gewaschen von Sonne und Schnee, gequetscht und getreten von den Bergen schweißbäuchiger Leiber. Durch Jahrzehnte in Wehklag getaucht, versagten ihnen stumpf die Augen, die Dunkelheit zu entschleiern, verwesten ihnen die Worte, die unausgesprochenen, im Maule. Sie blieben krumm, alle. Kein Sonntag, der ihnen drohte. Zerschunden von der Mühsal der Jahre, plattgedrückt, krochen sie weiter, wie sie immer schon krochen. Gebeutel von der Ewigkeit, nie gelernt aufrecht zu gehen, ließen beuteln sie weiter sich. Und er, der Göttliche, der Himmel? Er judaste ihnen eins.

Zu Beginn des zweiten Schuljahres, als die Männer vereinzelt schon wieder ins Dorf zurückkehrten, aus dem sie einst auszogen, der Welt Kultur beizubringen, kamen zwei Franzosen zu ihnen in den dumpfen Raum, in dem sie gelehrt, gezüchtigt und gedemütigt wurden, die Dorfkinder. Die beiden hatten eine braune Haut und sie hatten Gewehre umgehängt. Die Kinder starrten alle die Fremden an, aber die schauten zum Lehrer und sagten: komm! Die Blicke der Buben und Mädchen wanderten von der Türe hinten, in der die beiden Franzosen standen, zum Pult vor, an dem der Lehrer saß. Der Lehrer wollte etwas sagen, nahm dann aber nur seine Jacke vom Stuhl und ging. Als der Lehrer und die beiden Franzosen aus dem Klassenzimmer waren, stand der Allgäuerbub auf und sagte, dass der Lehrer nicht mehr so schnell wiederkommen würd. Und er erklärte den Kindern, dass seine Eltern den Lehrer angezeigt hätten, wegen seinem Bruder, damals. Und dass die Franzosen ihn darum jetzt geholt hätten. Als es lauter in der Klasse wurde, kam der Pfarrer und schimpfte mit den Kleinen. Sie mussten in den anderen Raum, zu den Großen und der Pfarrer unterrichtete sie. Am nächsten Morgen war der Lehrer wieder da. Der Unterricht war wie immer. Nur in der letzten Stunde ließ der Lehrer den Allgäuer nach vorne kommen und das Dorflied

singen. Aber der kleine Allgäuerbub stand nur neben dem Lehrerpult und konnte nicht singen, sooft ihn der Lehrer auch aufforderte dazu. Als die Wut dem Erwin die Tränen in die Augen trieb, da schickte ihn der Lehrer auf seinen Platz zurück.

Das Dorf, diese feiste Mätresse der Schindlers und Greußings, der Lehrer und Pfarrer, ließ keine Zweifel zu. Es ging seinen Weg, den lange schon gegangen, weiter. Sein Aug, dunkel und rund wie der Grund einer Tonne, durchdrang jeden Leib und jedes Herz, auch jetzt. Einen Moment nur, den Augenblick eines Aufschreis, eines Kinderfurzes höchstens, schien sich das Dunstgewölb zur rauhen Fratze zu krümmen und unter seinem Fall zu zerschlagen und zu zertrümmern die schwammigen Backen und breiten Gesäße der Barbaren, pflegend ihre kleinen Hämorrhoiden der Jahre im umhegten Frieden ihrer Schlafkammern. Aber keiner, der sie nahm, die Steine und Messer und warf und zustach. Keiner, der rüttelte mit all seiner Kraft, seiner verbliebenen, am morschen Balken des Gewölbs. Keiner, der sich freibrüllte mit letztem Schrei. Der Hund heult ihn wenigstens noch an, des Vollmonds strahlenden Glatzkopf, kläfft, zeigt Zähne. Sie zeigten nichts, die Dörfler, nur ihre Leere. Sie krochen heraus aus ihren Schmutzlöchern im Graben und krochen rein in die Schmutzlöcher anderer Gräben. Freiwillig, ohne Aufbegeh, mussten sie nicht mal getrieben werden. Und die Heimgekehrten, die stolzen Söhne des Dorfes? Nichts! Vielen fehlten die Arme, die Hände, die Beine und mehr. Nie aber wär ihnen in den Sinn gekommen, ihre bloßen Schädel als Rammbock zu verwenden, den Kindern entgegenzubrüllen: seht an uns verkrüppelte Helden! Ihre Köpfe benebelt vom Gas noch und behangen mit Orden und schwindsüchtiger Ehr, fügten sie sich ein, nahtlos, dort, wo sie standen vor ihrem bebenden Weltengang. Und bar ihrer Glieder klatschen sie Beifall ihren Peinigern, die Einarmigen, paarweise jetzt.

Das Dorf stand nackt, mit Striemen überzogen. Und immer noch und schon wieder ward es geknebelt und gepresst von seinen alten Pressern. Der Himmel hätt einstürzen müssen ob diesem Frevel. Die göttlichen Wolken krachen und tosen und ersäufen in ihrem Gewicht diese Wucherer von Fleisch und Blut, diese gesichtslosen Schächer. Der Gottessohn selbst hätte runtersteigen müssen, ans Kreuz zu schlagen und steinigen diese Unmenschen den Menschen. Aber nichts.

Die Nacht blieb schwärzer noch als schwarz, undurchdringbar für das Aug der Gedrungenen, denen selbst der Schlaf zum Fluch zerrann. Kein Traum, der winkte, auszurasten tief. Ihr Erlöser, ihr Fürgerechtigkeitsorgender schien sie vergessen zu haben, das hunderste Mal schon. Das Schicksal beschwor sie, die Dörfler, es flehte, es bettelte beinah. Aber sie rührten sich nicht, die Kleingläubigen und so zog es ab von dieser Stätte der Demut und Ergebenheit und überließ sie sich selbst, die Dörfler. Von der Geschichte und eigenhändig dem Sturm zum Fraße vorgeworfen.

Er war acht, der Knabe, als er seinen Vater kennen lernte. Er kam von der Schule nach Hause. Am Küchentisch saß ein Mann, den er nicht kannte. Der Knabe stand in der Tür und starrte auf den Fremden. Ob er denn nichts sagen wolle, fragte die Großmutter das Kind. Grüß Gott, kam es aus seinem Munde, brav, wie er es gelernt hatte, der Knabe. Ob das alles sei, was man seinem Vater sage, dem lange nicht gesehenen, wollte die Großmutter wissen. Also ging der Bub hin zum Fremden und reichte ihm die Hand. Lange dauerte es, bis der Knabe „du“ sagte dem Fremden. Und länger noch, bis er ihn „Vater“ nannte. Heimkehrend aus dem Schlachtfeld der Welt in jenes des Dorfes, hatte er verlernt das Vatersein und Kinderhaben, der Mann, der in der Fremde Kinder schlachtete zu tausenden. Und der Knabe, aufgewachsen am schon fast geleerten Herzen der Großmutter, gelehrt von steinernen Barbaren, wusste nichts anzufangen mit dem Neuen, dem nie Vermissten, weil nie Gekannten. Das Gefühl unterm Druck des aschgrauen Alltags erstickt, verkauften sie Tag um Tag, verrieten sie Jahr um Jahr, die Väter wie die Söhne. Mit mehr die einen, mit weniger Schuld behangen die anderen. Es war nicht die Zeit für Väter. Und auch nicht die für Söhne. Da war kein Näherkommen und Finden. Wie sollten sie, gelernt, jede Regung in Schweigen zu tauchen. Den Vätern, zermalmt von und zermalmend ihresgleichen, Kiefer an Kiefer das Leiden verhöhnend, lebend im Fieberwahn des Grauens den Rest ihrer Zeit, entfuhr kein Fluch und keine Erklärung. Stumm ihr Angströcheln. Keine Träne, gefroren im Herzen schon, dem zu Stahl gewordenen, kalt von Weh, zeigte den Erben die Unvorstellbarkeit des Erlebten. Beraubt ihres Lebensblutes bis in die letzte Verästelung, um ihr Sein gelumpt, um Herz und Liebe, prägte Starre

ihre Leiber. Und die Söhne, trotz ihrer Jugend eingespannt seit Jahren schon ins Joch der Jahre, schwiegen gleich den Vätern und blieben stumm der Fragen, der vielen. Die Worte, die wenigen, ersoffen in Gleichmut und Dumpfheit. Nach Jahren der blutigen Trennung saßen sie gemeinsam in Stuben, an Öfen und Tischen. Und doch war da nichts, was sie näherbrachte einander. Die Nerven schlaff, zerfressen die Gehirne vom ewigen Morden, kein Schnaufen und Keuchen mehr in den Lungen, den gaszersetzten, ließen sich treiben die einen in dumpfes Schweigen. Gepresst ans Dorf, entliebt und entleibt, zerrüttet, frönend der Fron der Pfarrer und Lehrer, blieben stumm die anderen. Nicht Väter und Söhne standen sich gegenüber, sondern Greise, kraftlos, in den letzten Zügen liegend, befallen beinah schon von Leichenstarre und Gestank. Nichts wissen wollend, ohne Fragen, die Bartlosen. Mit Bärten, grau, verbergend dahinter die Schatten der ausgestandenen Gräuel, nichts wissen lassend, ohne Antworten, die Behaarten. Der Untat entrissen eben, harrten sie stumm dem Kommenden und schufen so sich ihre neue Sklavenschmach. Kein Schrei, praller noch als Donner, attackierte Welt und Dorf ohne Furcht. Kein Sprung an die Kehle der Barbarei, zu ersticken diese im Menschengewürg. Nichts. Nur Schweigen. Das Gestern tief verstaut in sich, verscharrt in ihren fleischlosen Gerippen, schmiedeten die Ketten sie sich, die eigenen, Glied um Glied, kaum dass sie befreit wurden eben von diesen. Welch Leichtes für Lehrer und Pfarrer, für Schindlers und Greußings, aufzubauen auf so hörigem Sumpf ihre neue Welt.

Im Kasten der Eltern fand der Knabe eine Fotografie, die den Mann zeigte, der sein Vater war. Als Soldat, in Uniform. Dem Knaben gefiel dieses Bild. Warum, das wusste er nicht. Vielleicht, weil sein Vater so ernst, so männlich dreinblickte. Vielleicht war es die Uniform, die Mütze mit dem Edelweiß. Der Knabe nahm die Fotografie heimlich aus dem Kasten und versteckte sie bei seinen Sachen. Und manchmal nahm er sie mit in die Schule und zeigte sie in der Pause dem einen und anderen seiner Mitschüler. Wenngleich da noch lange kein Vater war, war der Knabe doch stolz darauf, wieder einen Vater sein Eigen nennen zu dürfen. Und darauf, dass dieser Vater ein richtiger Mann, ein Soldat war. Er erzählte seinen Schulkollegen Dinge, von denen er keine Ahnung hatte, von denen er nicht das

Geringste verstand. Dass das Edelweiß an der Mütze eine Auszeichnung sei, die sein Vater erhielt, weil er hundert Russen erwürgte. Und dass die Zeichen an der Jacke Ehrenbezeugungen für diese und jene Heldentat seines Vaters seien. Manch einer seiner Mitschüler glaubte ihm nicht, dem Knaben und lachte ob seinen Erzählungen. Weil er selbst aber fest daran glaubte, an das, was er erzählte, kam es öfters zu handfesten Auseinandersetzungen zwischen ihm und diesen Ungläubigen. Die meisten aber der Schulkollegen, denen er das Bild zeigte, die vertrauten ihm und seinen Ausführungen. Und sicherlich stöberten viele von ihnen Zuhause die Kästen durch und suchten Bilder ihrer Väter in Uniform. Und manch einer fand auch eines und brachte es mit in die Schule und zeigte es herum und erzählte seine Geschichten. Aber keine der Geschichten konnte sich mit der des Knaben messen. Und vor allem keine der Fotografien. Sein Vater, streng dreinblickend, in Uniform, mit dem Edelweiß auf der Mütze ... das war das Größte.

So wie er, der Knabe, stiefelten viele der Dorfkinder nackenstarr und stark, trotz der Krümme ihrer Leiber, im Gefolge ihrer Väter. Jahrelang schrieen sie nach ihnen, den Fehlenden. Jetzt waren sie da, die Heimgekehrten aus dem Felde. Aber nichts gelernt draußen, stumpf die umnebelten Augen, blieben sie Soldaten weiter, die Väter. Aber nicht Soldaten der Söhne, der Kinder, der Menschheit und Menschlichkeit, sondern – wie die Jahre zuvor - Soldaten der Barbaren und Züchtiger. Hirnlos, versehen einzig mit Armen und Beinen, warteten sie weiter auf Befehle, auf Order von oben, unfähig, selbst Befehle zu geben, anzudröhnen das Unrecht, das Eis der Welt drohend zu zerreißen, laut. Nie hatten sie gelernt, zu gebrauchen ihre Köpfe für was anderes als Stahl. So konnten sie auch nichts berichten ihren Söhnen, was berichtenswert gewesen wäre. Sie konnten nur weitergeben, was ihnen eingestampft wurde, was die Generationen, was die Zeiten ihnen mitgaben an verklärtem Wissen. Und so züchtigten sie ihre Söhne zu braven Kleindörflern, wie sie es selbst einst waren, zu Kindern der Stille und Anpassung, des unterdrückten Aufschreis, zu Enterbten des Menschseins.

Dem Dasein verfallen und doch nicht lebend, verkrallt ins Diesseits und doch hoffend auf ihn, den Göttlichen, rannte sie dahin, ihre neuerliche Selbstzerstörung,

mit Riesenschritten. Ob ihre Glieder sommers schwitzten oder winters froren, ob der Hunger hundertmal Löcher in ihre Mägen drosch, kein Gram, der sich zum Schmerze klärte. Gewohnt daran ihr kärgliches Leben lang schon, nahmen sie hin, was immer kam, diese Ballung an Krüppeln, an Fetzen, an Lumpen und Leere.

Das letzte Kriegsjahr lag knapp zurück, eine Ewigkeit schon dauerte nun das neue Schlachten. Der Knabe ging, gemeinsam mit dem Bruder und der Schwester am Abend den Weg runter zur Kirche, zur Maiandacht, zu der sie die Großmutter schickte. Bei der Kirche, beim Hauptportal, da trennten sie sich. Die Schwester ging links rein, da, wo alle Frauenzimmer rein gingen und ihre Plätze hatten und er und sein Bruder gingen rechts rein, auf die Männerseite. Da er an diesem Abend keine besondere Lust verspürte, in der Kirche zu knien, schickte er seinen Bruder vor in die ersten Bankreihen, in denen die Kinder ihren Platz hatten und sagte ihm, der müsse hinten, unterm Chor, auf den Meusburger warten, weil er den wegen der Schule noch was fragen müsse. Nachdem sich die beiden Kirchenschiffe allmählich gefüllt hatten und er sicher sein konnte, dass weder sein Bruder noch seine Schwester ihn bemerken würden, tat er vor den anderen Kirchgängern so, als wäre ihm furchtbar schlecht und verließ die Kirche. Er rannte die paar Meter rüber zum See und setzte sich auf einen großen Stein am Ufer. Neben sich suchte er die flachesten Steine und warf sie derart übers Wasser, dass sie auf diesem dahinhüpfen. Und still zählte er bei jedem Wurf mit, wie oft der jeweilige Stein vom Wasser wieder hochgeworfen wurde, eh er endgültig im See verschwand. Die Sonne war bereits im Wasser versunken und es war schon fast dunkel. Drüben, am anderen Seeufer, konnte er einige Lichter erkennen. Lindau und wie lange er wohl brauchen würd, wenn er rüberschwimmen tät. Drei Kilometer sind es sicher. Vielleicht sogar vier, oder fünf. Und während er so dasaß, seine kleinen Gedanken im Wasser und drüben, am anderen Ufer, hörte er Frauengekicher. Ein Pärchen stand einige Schritte hinter ihm. Ein Mann in einer Uniform und die Frau Gugele, die Frau vom Dorfgendarmen. Die zwei hatten ihn nicht bemerkt, den Knaben. Und aus Angst machte er sich nicht bemerkbar. Die Frau Gugele kicherte und warf den Kopf in den Nacken. Der Mann neben ihr küsste sie auf den Hals und griff ihr mit einer Hand unter den Rock. Die Frau

Gugele knöpfte dem Mann den Uniformrock auf und steckte ihre Hand in seine Hose. Dabei kicherte die Frau Gugele nicht mehr. Sie begann leise zu stöhnen, so, als ob ihr was weh getan hätte. Und dann hob die Frau Gugele plötzlich ihren Rock hoch und schob sich ihre Hose runter und legte sich ins Gras und sagte: komm, komm, du Marokkanerbock. Und der Mann schob sich auch die Hose runter und legte sich auch hin. Nun konnte der Knabe die beiden nicht mehr sehen, weil er drunten, direkt am Wasser saß und sie oben, beim Uferweg lagen. Aber er konnte sie hören. Schnaufen und Stöhnen. Und die Frau Gugele hörte er wieder, diesmal heftiger, „du, du“ und „Marokkanerbock, du“ und „komm, komm“ sagen und rufen und schreien. Und er wusste nicht was tun, der Knabe. Ob er aufstehen sollte, um die beiden sehen zu können, oder ob er sich die Ohren zuhalten oder auch schreien oder davonlaufen sollte. Plötzlich wurde es still. Der Knabe drehte vorsichtig den Kopf nach hinten. Der Mann stand bereits wieder und zog sich den Uniformrock an. Und auch die Frau Gugele stand auf. Sie zog sich ihre helle Hose, die sie unter den Knien hatte, hoch und streifte dann ihren Rock glatt. Der Mann zündete sich eine Zigarette an und dann kam er langsam die Böschung runter, zum Wasser, direkt auf den Knaben zu. Dieser drehte sich nach vor und blickte Richtung Lindau und tat, als hätte er von nichts etwas gemerkt. Er spürte, wie der Mann in der Uniform knapp hinter ihm stehen blieb und er spürte, wie er auf ihn herunter sah. Und dann hörte der Knabe die Frau Gugele ebenfalls die Böschung herunter kommen. Und dann spürte er eine Hand in seinem Haar, die zugriff und seinen Kopf nach hinten zog. Er blickte ins Gesicht der Frau Gugele, das gerötet war. Schreiend fragte sie den Knaben, ob er schon lange hier sei. Er sagte nichts, der Bub, obwohl ihn das Ziehen an seinem Haar schmerzte. Das Gesicht von der Frau Gugele war nun ganz nah an seinem Gesicht und er konnte die dünnen Schweißbestropfen auf ihrer Stirne stehen. Und er spürte, wie sein Atem immer kürzer wurde und wie es ihm langsam die Tränen aus den Augen presste. Die Frau Gugele sagte jetzt leise, mit schmalen Lippen, dass er niemandem sagen dürfe, was er eben gesehen hätte. Und sie zog nochmals kräftig an seinem Haar und fragte, ob er verstanden hätte. Der Knabe sagte noch immer nichts und begann zu weinen. Da ließ ihn die Frau Gugele los und griff in ihre Handtasche und zog die Geldbörse raus und entnahm der ein Zehn-Groschen-

Stück und drückte es dem Knaben in die Hand. Und dann sah sie ihn an, die Frau Gugele den Knaben und lächelte. Und dann griff sie nochmals in ihre Geldbörse, holte ein zweites Zehn-Groschen-Stück heraus, legte es zum anderen, schloss die Hand des Knaben mit den beiden Geldstücken zur Faust, fuhr dem Buben übers Haar und sagte, er solle jetzt gehen, schnell. Der Knabe rannte, so rasch er konnte. An der Kirchentür hörte er, dass die Maiandacht noch nicht zu Ende war. Er beruhigte seinen Atem, wischte sich den Rotz in den Hemdsärmel und schlich dann, die schwere Türe vorsichtig öffnend, in die Kirche und kniete sich in die letzte Reihe. Als er die Hände falten wollte, bemerkte er die zwei Geldstücke. Beim Verlassen der Kirche blieb der Knabe neben dem Opferstock stehen und warf, nach kurzem Zögern und abwechselndem Blick auf Hand und Opferstock, die beiden Zehn-Groschen-Stücke durch den Schlitz des Kastens, auf dem es hieß: Für die Opfer des Faschismus. Neben dem Knaben stand der Herr Gugele, in Zivil. Er lächelte, der Dorfgendarm: „Hast gespart. Brav“.

Neben der Stille ging die Lüge um im Dorf, neuerlich, und machte sich breit und ließ sich nieder, allgegenwärtig. Mit ihrer Hilfe pressten sie gegenseitig sich, die tausendfach Gepressten. Tausendmal belogen, belogen sie gegenseitig sich. Die Frauen die Männer, die Väter die Mütter, gemeinsam alle die Kinder. Über Jahrzehnte qualvoll erfahrend, wohin trieben Unterwürfigkeit und Zucht, trieben sie selbst nun an ihre Kinder zu Zucht und Unterwürfigkeit, lebend ihnen vor aber einzig Hoffnungslosigkeit und Demut, Unzucht. Die Zeit, die sie lebten, ohne je zu leben, war die Zeit des langen Wartens. Nicht wissend worauf, warteten sie und dösten dahin in ihrem erbärmlichen Sein. Ihr einziger Horizont: der Futtertrog, das Fleisch. Das nie vorhandene Aufbegehren zum kläglichen Gewimmer verkommen, bestand ihr sparsames bisschen Freude darin, Körper an Körper zu pressen. Das einzige Glück der Väter, den Leibern ihrer Frauen Wärme zu schenken. Verlernt dies aber auf dem Feld des Mordens, die Nerven prall von zerfetzten, zerschlagenen Kriegskrüppeln und Todesgeröchel, verlernt auch durch die Jahre des Alleinseins, des dumpfen Vergewaltigens und Vergewaltigwerdens, waren selbst dazu nicht mehr in der Lage sie. So verkam selbst dies letzte Quäntchen Freude zum barbarischen Fleischgenuss ohne Zärtlichkeit, zum

Nehmen ohne Geben, zum Reinstoßen der Manneskraft in trockenwundene Schamesteile. Und die Frauen gingen und suchten dort die verlorenen Reste, wo sie sie fanden. Und die Männer gingen und legten Hand an bei sich selbst, dumpf sich zu befriedigen, wie die Jahre zuvor. Und die Väter wie die Mütter, die Männer wie die Frauen gaben ihn weiter, ihren unausgesprochenen Hass und Frust über den Verlust selbst dieses Wenigsten an ihre Kinder, die sie schlugen und traten und züchtigten in ihrer nie zur Befriedigung gelangenden Geilheit. Die Kinder lernten so zu leben ohne Väter, ohne Mütter. Und derart gelehrt von diesen und ihrem Alltag, lernten auch sie kennen den Hass und das Pressen des Hasses in fremdes Fleisch, erlernten auch sie rasch die Barbarei der Vergewaltigung, das Hinlegen mit geschlossenen Augen und Geschehenlassen mit ihren Körpern und das wilde Stürzen auf diese zur Wehrlosigkeit verkommenen Leiber, sehnd einzig sich nach dem kurzen Moment der eigenen Befriedigung. Und kein Gebrüll Geprügelter schreckte sie, kein Aufschrei der Gepeinigten, sie, die sie alle stumm hinnahmen ihre Demütigung.

Nicht Väter und Mütter, die Zeit zeugte sie, die Zeit und das Dorf. Väter und Mütter gab es nicht, nur zu starren Klumpen verkommene Menschen, nie gelernt das Lieben. Kaltes Fleisch nur, das zeugte und züchtigte dörfisch die leidige Brut, die sie Kinder nannten. Freilich gaben sie ab den Jungen vom fehlenden vielen, freilich nannten sie sie „Sohn, du“ und „Tochter“. Aber taub der Lieder und der Farben blind, ihre Glieder bleich geleckert und blass mit bräunender Zunge, erstarrte ihnen das Streicheln und Reden zur liebloslästigen Sonntagspflicht. Selbst von tausend Ruten gestriemt, wurden ihre Kinder zu tausenden Toden geohrfeigt. Und den Kindern wurde nicht nur ledern ihrer Körper Haut, gleich den Herzen der Alten. Auch übernahmen sie deren Worte, die wenigen, vom gewohnten Begreifen abgegriffen und alt wie die Hüte und Kleider: Alte, Weib, Saukerl. Und: komm! Und: los! Und: Amen! Wie dem sinkenden Tag aufs Kreuz die Nacht steigt und presst ihn, so krümmten die Alten die krummen Rücken der Jungen. Und wie der Raucher den Stummel ausspeit, der einst Zigarette war, zertretend das Restchen Glut im Dreck der Straße, bogen weiter noch die Pfarrer und Lehrer, die Greußings und Schindlers die ohnehin Gekrümmten. Grauer noch

als grau, graute so der Neubeginn der Barbarei nach den Jahren der Barbaren, stahl sich die Axt an den Schlaf, zog Kreise um der Schnarchenden Stirn, erlosch rasch und ohne Weh der Streifen Licht, der dünne, der kam einst mit dem Ende.

Nicht nur Erkältungen der Herzen machten sich breit im Dorf, in diesem ewigen Stall der Geprügelten, auch Erkrankungen der Glieder, knüppeldick, schlichen sich von Nerv zu Nerv in dieser einzgen Wunde Dorf. Die Gehörgänge entzündet, lag er im Bett, der Knabe und hatte Schmerzen. Sie schrieben das Jahr zwo nach dem kurzen Tausender. Die Großmutter erwärmte in der Küche Schweinefett, das sie dem Knaben dann ins Ohr tröpfelte und das die Qualen lindern sollte. Am Abend, wenn der Mann und die Frau, die er Eltern nannte, aus der Fabrik kamen, schauten sie zu ihm und versuchten ihn zu trösten. Manchmal blieb dann die Mutter bei ihm sitzen, bis er einschlief. Einmal, als tagsüber die Schmerzen besonders arg waren und er durch das Streicheln und die Wärme der Mutter rasch in Schlaf fiel, träumte er derart heftig, der Knabe, dass die Mutter ihn aufweckte. Sie strich ihm über die heißen Wangen und das verschwitzte Haar und fragte ihn, was er denn geträumt hätte. Und der Knabe erzählte ihr von dem dünnen Kind im schlotternden Militärmantel, der am Boden nachschleifte und von den großen, tiefliegenden Augen, den knöchrigen Händen und der viel zu großen Mütze. Und er erzählte, wie dieser Knabe in Feldgrau ihn, den Knaben, verfolgte. Und wie er ihn, so schnell er auch lief, immer wieder einholte. Und wie er, der Knabe im Bett, ihn, den Knaben in Feldgrau, beschimpfte und wie er ihn bespuckte und wie er ihn tötete. Fünfmal, zehnmal, hundertmal. Mit seinem Bajonett, mit seinem Feldspaten, mit Schlägen und Tritten. Und dass er dann lief, so weit er konnte und sich ausruhte, völlig erschöpft, um schon bald wieder das klägliche Keuchen des uniformierten Knaben zu hören. Seine Mutter fuhr mit ihren verarbeiteten Händen noch immer beruhigend über sein Gesicht und sagte, er soll keine Angst haben, sie sei ja da und würd ihn beschützen. Der Onkel schaute ins Zimmer herein, grüßte ihn von der Türe aus und meinte, er soll bald wieder gesund werden, weil dieses Land in Trümmer Männer wie ihn brauche. Er sagte nichts, der Knabe. Die Mutter lächelte und der Onkel entfernte sich wieder. Seine Mutter streichelte ihn. Er konnte aber nicht mehr schlafen, der Knabe, weil er an den Knaben aus seinem

Traume und an die Worte seines Onkels denken musste. Und an die Schreie der Großmutter, als sie vom Tod ihrer Söhne erfuhr. Und weil seine Schmerzen im Kopf wieder stärker wurden.

Der See, von Millionen Wellen gewaschen, zeigte sich geduldig. Kein Lüftlein, das seinen Leib streichelte. Aber wehe er kam, der Sturm. Zum Untier wurd das Wasser. Brausend und krachend und tosend. Doch sie. Als wär ein Glas Tränen umgekippt und hätt sich übers Dorf entleert. Nicht mehr und nicht weniger. In Staub und Schnee der Dorfes ihre blutge Fährte, aber nicht geschrieben von ihnen, sondern stumm nur hinterlassend Spuren, gingen sie weiter ihre ewig schon gegangenen Gänge. Frost fraß an ihren Sohlen, doch sie priesen den neuen Schuh. Die Nacht hing in Fetzen, doch sie rühmten des Dorfes Licht. Immer noch und schon wieder trugen Birken und Pappeln Uniformröcke und Nachtwächterschuhe, hielt die Weide parat ihr Geäst zur Rute, doch sie schworen brav auf die verwehten Reste des Neubeginns, kläglich geschaukelt vom Wind überm Dorf. Keiner, der des Lebens Kalender entblättert. Keiner, der fragte „wie kam’s“ und „warum“ und der rauschrie die Flüche. Den Winter über stiegen die Dörfler öfters tief in den Keller, zu überprüfen den Restbestand an Obst und Gemüse, geblieben vom Herbst. Die faulenden Birnen suchten aus den Steigen sie, warfen sie hin den Schweinen zum Fraß, auf dass sie nicht zu faulen bringen die gesunden. Mit Messern stachen sie raus den Äpfeln braune Flecken. Von Würmern zerfressene, stinkende Krautköpfe flogen auf den Misthauf. Bei ihren schmalen Erträgen an Äpfeln und Birnen, an Kraut und Rüben, wussten die Dörfler, wie schnell Fäulnis um sich greift, gierig zerfrisst, was sie nur erreichen kann. Aber die Hingabe ihres Denkens an Obst und Gemüse, die liebevolle Pflege ihrer Kellergüter, blieb hängen eben dort, vollzog ihn nicht, den Schritt weiter, zu größerer Erkenntnis. Die stinkenden Glieder des Dorfes rissen sie nicht ab vom Leib. Die faulenden Köpfe blieben. Nur Duftwasser drüber, kübelweis: na, stinkt’s noch?

Lebendigen Leibes bis zum Hals im Erdreich, schmiegten sie ihre trockenen Wangen an das dunkle Nass des Gesterns. Entsagend dem Leben, dem von ihnen versauten, hielten sie Einkehr bei Weihrauch und Kerzen, wo sie Gott suchten und

riefen und sich mit großen Gesten an ihre Leiber klopfen, bereuend ihre Sünden, die nicht gekannt. Erbärmlich ihr hilfloses, gotteslästerliches Greinen und Keifen und Kreuzesschlagen. Spatzen hätten spazieren müssen frech auf dem Hochaltar, die Glocken ertauben du verstummen ob ihren Kirchgängen en masse, ihrer falschen Demut, ihrem Nichtbegreifen der Gottesworte: raus mit den Wucherern. Weil Wunder aber selten nur geschehen, blieb unbefleckt von Spatzenkot der Altar. Und laut die Glocken. Und ein leichtes war's dem Pfarrer, flüssig sein Redefluss entschuldigend das Unmaß der Untat, zu stürzen in neue Untaten sie. Erzählend seinen Dörflern eine Wahrheit, die löchriger noch war als ihre Schuh und Fetzen, hielt er sie gepresst im Würgegriff an seiner Brust, ihnen Atem lassend gerade für ein blindes Geheiligtdeinname, für ein Jammergewürg voll jämmerlichen Jammerns. Gottergeben und dem Pfarrer, legten die Blutleeren so ihre dünnen Seelen in die Klauen der Schindlers und Greußings, Gottes Stellvertretern im Dorf des schnellen Vergessens. Bestiefert einst, betraten sie barfuss nun deren hohnbespienen Stufen zu Fabrikshallen und Ämtern, die Dörfler.

Ihnen schien Morgen und vergessen war der Sturm der vergangenen Nacht. Dass dieser Sturm ihre Herzen einst zerriss und zerriss noch immer, blieb unsichtbar dem blauequetschten Aug. Dieser Sturm, gemacht von den dörfischen Stellvertretern des Himmelvaters, gepriesen von diesen und gesegnet, der höllisch sprengte der Dörfler Schädelnähte und stumm entfahren ließ ihr einst leises Denken. Nicht erkennend den Zwang der Stunde, ließen sie sich treiben wie der Vers, der schlechte, der blindlings rüttelt und schleicht vom Ohweh zum Juche. Begreifend nicht, dass Freude nicht von selbst hernieder fällt vom Wolkenhimmel wie der Schnee, sondern entrissen werden muss mit aller Kraft der Zeit, legten matt sie sich zurück in ihre Elendslöcher, aus denen sie eben gekrochen kamen und ließen geschehen mit sich, was der Schöpfer vorbestimmt hatte wohl für sie. Weggespült, reingewaschen wohl die Landschaft von Kriegsbemalung, entfernt die Berge von Scherben, aber belassend das stetig schlagende Herz der Unzucht, trieb das Dorf so auf den Wogen der Vergangenheit, kenterte immer wieder und soff vom Blut, dem verflossenen.

Als sie den alten Jok zu Grabe trugen, im April siebenundvierzig, nahm die Großmutter den Knaben mit, obwohl er zur Schule gehn hätte müssen. Damit er die Lieder alle könne, wenn sie daran sei, sagte sie. Wenn einer im Dorf sterbe, dann folgen im gleichen Monde noch zwei, hieß es. Und die Großmutter glaubte daran, wie sie alle daran glaubten im Dorf, an die Sprüche, die vielen, die bösen, die ihnen ihr Nichtwissen erleichterten. Und die alte Frau setzte sich in den Kopf, dass sie einer dieser beiden noch ausstehenden Todgeweihten des Dorfes im Monat April sein würde. Obwohl da nichts war an der Großmutter, was nach sterben aussah. Sie wirkte wie all die Jahre zuvor, die er sie kannte, der Knabe. Drahtig und zäh. Das Haar wohl grau, aber immer noch voll. Die Hände faltig und verarbeitet, aber immer noch so, dass sie zugriffen, wo immer es notwendig war. Selbst dann, ein Jahr nach dem Jok, als die Großmutter tatsächlich starb, schien es weniger das Alter, das sie fällte, als vielmehr die Jahre des Hungers, der Entbehrung, der Arbeit. Damals jedenfalls, im April siebenundvierzig, als sie den Jok verscharrten, arbeitete sie einen Monat lang auf ihren Tod hin, die Großmutter. Sie nahm sich ihrer Enkelkinder noch öfters an, als zuvor und noch liebevoller. Und allabendlich, beim Schlafgebet, mussten ihr die Kinder versprechen, nichts zu tun, was sie kränken würde, auch wenn sie nicht mehr sei. Der Knabe hätte die Bibel erhalten sollen, der Bruder den Rosenkranz und die Schwester die Ohrringlein, die die Großmutter immer trug. Jeden Morgen in dieser Zeit, wenn er aufstand, der Knabe, ging er zuerst in die Küche und sah, ob die Nacht sie nicht doch geholt hatte, die Großmutter. Und wenn er heimging von der Schule, sah er sie manchmal daliegen, in seinen Gedanken und röcheln und er malte sich dann die Worte des Pfarrers aus, den er am Grab der Großmutter stehen sah, seine dicken Hände gefaltet und lächelnd und sagend, dass es ihr jetzt gut ginge, der Großmutter. Aber da war keiner mehr im Dorf, der damals dem Jok folgte innerhalb der festgesetzten Zeit von vier Wochen. Und am Morgen, als die Sterbefrist endgültig verstrichen war, schlich sich der Knabe, wie schon die dreißig Morgen zuvor, zur Küche. Die Großmutter stand da und lächelte. Der Bub lief zu ihr und umarmte sie. Das ging. Denn obwohl er beinahe ein Menschenalter jünger war als sie, war es höchstens die Länge eines Kopfes, den er kleiner war. Und während er sein Gesicht an die Stelle drückte, wo früher wohl die Brüste der

Großmutter waren und sich fest an sie presste, spürte er, weil sein Kopf mit ihrem Atem mitging, wie sich ihre Lungen lösten und wie der Krampf abfiel. Und er hörte sie sagen: „Jaja. Auf nichts kann man sich mehr verlassen. Alles ist verschoben“. Und weil er sie nicht sah, die Großmutter, weil er immer noch seinen Kopf an ihren Leib drückte, fühlte er sie nur denken, dass es trotzdem nicht mehr lange dauere.

Wissen hätte die Zeit ihnen schlagen müssen, nicht Stunden. Begierde hätte sie ihnen stricken sollen und nicht Wochen und Tage. Aber die Monate spielten mit den Dörflern nur ein kindliches Verstecken. Mai und Frühling. Dezember, wieder ein Jahr vorüber. So ließen sie sich blenden. Meinten, dass der Zeiger der Uhr ihnen die Zeit bestimmen, der Kalender ihnen die Vergangenheit weisen würde. Merkten nicht, dass es durchaus irdische Kräfte waren, die die Stunden schlagen ließen in gewohnten Tönen. Und blieben so schuldig sich und der Welt, dem Dorf und den Kindern ihr vielstimmiges Brüllen, ihr Fluchen und Dröhnen ob der gestohlenen Zeit. Entstiegen dem Tod, aber nicht verjüngt, in frischem Gewande, sondern weiterlebend toter noch als Tote, bestand ihr einziges Kunstwerk im starren Sichnichtrühren. Sie wollten nicht begreifen, dass das Schwere, das Lustvolle und Genüssliche eben darin besteht, sich selbst sein Leben zu bauen. Eher hätte man den Rhein zur Umkehr zwingen können, rückwärts zu fließen, rauf den Berg wieder, als sie aus ihrer Nacht zu wecken, verbergend im Rachen der Sterne das Dunkel der Vergangenheit. Eher hätten sie es geschafft, leer zu saufen zur Dürre den See, als ihrer Selbstverbannung in die Zeit der Barbarei ins Antlitz zu spucken. Einem Mysterienspiel gleich beschleunigte ihr eigener Kleinmut, der bald schon zum Wahnwitz sich verkehrte, die selbstzerstörerische Eile, die da hieß: Stille, Schweigen, kein Wort. Hassen sich und seinesgleich. Aber bauen auf die Wahrheit der alten Lügner.

Selbst ihre Köpfe auf den Richtblock gelegt, lebten die Dörfler toter von Tag zu Tag. Zitternd vor jedem gewichsten Schuh, welkten selbst den Kindern früh schon die Jahre. Kaum einer im Dorf, der da starb altersschwach. Geradeaus, ohne Wegkrümmung, schritten zum Grabe sie alle. Wer wollte hoffen auf sie, die sie alle müde waren und einfältig und gutgläubig und dumm. Fußend ihre Fersen im

bleiernschweren Schlamm der Gleichgültigkeit, bot auch kein Himmlischer sich an, zu lockern die Abendröte, die unheilschwangere, niederzusenken die erlösend schwere Nacht, auf dass der geklärte Morgen endlich und endgültig erscheinen. Nichts. Sie selbst ließen ihre Köpfe stecken im Dreck und keiner, der sie rauszerrte mit Gewalt und ihnen den Weg wies, den menschlichen, zu gehen. Wer auch wollte das Dorf, mehr schon als halbtot, da noch zum Leben erziehen? Wer auch hätte gekonnt? So barg der Neubeginn in sich schon den neuerlichen Untergang.

„Heut vor drei Jahren“, erzählte der Onkel. „da hat der Führer geheiratet. Die Eva Braun. Eine schöne Frau. Und dann, gleich darauf, hat er sich und seine Frau umgebracht. Freitod, versteht ihr?“. Es war einer der ersten wirklich sonnigen Frühlingstage im Jahr und sie spazierten am See entlang. Voran die Männer. Er, der Knabe, sein Bruder, sein Onkel. Dahinter, in entsprechendem Abstand, die Mutter und die Schwester. Vom Wasser her wehte ein zarter Wind, der Bewegung in das Schilfrohr am Ufer brachte und der die Wärme der Sonnenstrahlen hin und wieder vertrieb. Aber nicht nur das Lüfterl vom See her, auch die Erzählungen des Onkels ließen den Knaben, trotz der Frühlingssonne, leicht frösteln. Warum er sich denn umgebracht hätte, der Führer und warum er seine Frau auch getötet habe, wo er sie doch vorher gerade geheiratet habe und wie er sich umgebracht habe, wollte der Bruder wissen. Der Onkel beantwortete ihm geduldig und voller Stolz und Wissenheit alle seine Fragen. Dass er einsam war, der Führer, sagte er. Und dass die Russen nicht mehr weit waren und dass ihn diese gequält und gemartert und gefoltert hätten, bis aufs Blut, den armen Mann, wenn sie ihn lebend erwischten hätten. Und dass er deshalb sehr ehrenvoll gewesen sei, der Freitod. Und der Onkel erzählte und lächelte, als ob das Sterben das Selbstverständlichste der Welt wäre. Dabei hatte der Knabe am Vortag der Großmutter beim Unkrautjäten im Garten geholfen. Sie stand da, die Großmutter, stützte sich auf den Zaun und ächzte: „Das bisschen Unkraut und schon so schwer schnaufen. Ich wird alt und bald ist's dahin, das Leben“. Als sie heimkamen, hatte die Großmutter bereits Kaffee gekocht. Feigenkaffee mit viel Milch und Zucker. Und sie hatte schon den Tisch gedeckt. Mit dem weißen Tuch, weil Sonntag war.

„Weißt, Oma“, sagte der Bruder laut, als sie saßen und die Großmutter eben einschenkte, „weißst, dass heute vor genau drei Jahr der Führer gestorben ist? Mitsamt seiner Frau? Wegen der Russen?“. Die Großmutter sagte nichts und sie tranken den gezuckerten Milchkaffee und aßen von dem süßen Brot, das die Mutter am Vorabend gebacken hatte. Als sie abends im Bett lagen, der Knabe und sein Bruder, wartend auf das tägliche Abendgebet mit der Großmutter, begann diese nicht wie gewohnt mit dem Kreuzzeichen, sondern mit einem langen Schweigen. „Ihr seids jetzt schon groß genug, ihr zwei. Und wenn euch der Onkel schon solche Flausen in den Kopf setzt, dann möcht ich euch auch was sagen“, begann sie dann. Und sie erzählte den beiden Buben wie vor drei Jahren, als man auch draußen in Lochau, einem Nachbardorf am See, vom Selbstmord des Hitlers, „diesem Großmaul“, wie sie verächtlich sagte, erfuhr, wie sich damals ein Ehepaar aus eben diesem Lochau das Leben nahm. Nicht so herrlich, wie euch dies der Onkel erzählte, sondern voller Angst, fürchterlicher Furcht und qualvoll, sagte die Großmutter. Dieser Mann und diese Frau besaßen ein Gasthaus am See und sie hatten keine sichtbare Schuld auf sich geladen. Und sie waren auch keine Anhänger und keine Freunde von diesem Wahnsinnigen aus Braunau. Trotzdem zogen sie damals, vor drei Jahren, erzählte die Großmutter, ihre dicken Mäntel an und stopften diese voll mit den schwersten Gegenständen, die sie im Hause finden konnten. Mit Eisenteilen, mit Messern und Gabeln und anderem Hausrat. Und weil die Frau ihrem Manne ergeben war, aber Angst hatte, banden sie ihre Handgelenke fest mit einer Schnur zusammen. Auf dass sie nichts trennen konnte. Und dann gingen die beiden, furchtgeschüttelt, aus dem Haus und über die Wiese zum See. Und sie sangen dabei einen Psalm, ein Kirchenlied, sagte die Großmutter. So laut sie konnten, um etwas gegen ihre Furcht zu tun. Und sie stiegen ins Wasser und sangen. Und überm Dorf hörte man den Gesang der beiden, der immer mehr in ein Gurgeln überging. Aber keiner im Dorf rührte sich. Alle waren wie gelähmt, weil sie wohl Furcht hatten und Angst hatten und gerne dasselbe gemacht hätten wie das Ehepaar, aber nicht den Mut dazu besaßen. Und dann war es plötzlich still überm Dorf. Totenstill. So haben die Menschen für den Krieg bezahlt, den sie nicht wollten, gegen den sie aber nichts taten, sagte die Großmutter. Selbst mit seinem Tod hat dieser Massenmörder noch Menschen

vernichtet. Weil er ihnen die Jahre zuvor nichts als Angst einhämmern hat lassen. Angst, Angst und nochmals Angst. Vor allem und jedem. Aber jetzt, sagte die Großmutter, jetzt brauche keiner mehr Angst haben. Und sicher nicht sie, die beiden Buben. Sie sollten jetzt schlafen und das blöde Geschwätz vom Onkel vergessen. Sie griff in das Weihwasserkesselchen am Bettende, benässte ihre Finger und machte auf der Stirne des Bruders und auf der Stirne des Knaben das Kreuzzeichen. Dann stand sie auf vom Bett, auf dem sie saß, knipste das Licht aus und ging aus dem Zimmer. Der Knabe glaubte, dass der Bruder schon schlafe, als sich dieser unter seiner Decke umdrehte und fragte, ob die Großmutter bald sterben müsse. Wenige Monate später war sie tot, die Großmutter. Und mit ihr das letzte Flämmchen, das das morsche und schon feuchte Unterholz im Herzen des Knaben zum Brennen bringen hätte können.

Der Frost starrte in ihre Löcher, lächelnd: seid ihr noch nicht erfroren? Der Hunger schlich sich in ihre leeren Bauchhöhlen: wie wär's mit gefülltem Fasan und Himbeertörtchen, feinen? Blasse Barbaren, die ins Schnupftuch schnäuzten einst ihre Namen wie Nummern, klopfen an ihre blutleeren Adern: denkt nicht, lasst uns nur machen, wir versuchen es noch einmal, anders, besser. Doch nichts rührte sie. Verschlössen ganz, dunkel schweigend wie die nichtsnutzige Nacht, luden geduldig das Kreuz auf ihre Rücken sie und schleppten ihre beladenen Leiber durchs Dorfgeschehen. Bleicher noch als bleich ihrer Glieder Haut, hielt Hohn und Spott sie am Hals gepackt. Kaum einer, der diesem Griffe zu entgehen versuchte, der sich duckte und drehte und wehrte. Und die Wenigen, die sich bemühten, still meist, aber doch, die traten ab von ihren kleinen Bühnen, wo sie nicht gehört wurden, ihre Worte unverständlich blieben im großen Dorftheater der Fanfaren und Pauken. Tot der alte Jok. Tot die Großmutter. Endgültig konnte nun die Ewigkeit ihr Blendwerk übers Dorf bereiten. Hühner hätten höchstens noch hochwirbeln können dem Knaben den Dreck der Jahre. Geschlachtete Schweinehälften ihm entgegenschreien Fluch und Beschwörung der Untat. Selbst das letzte Restchen zaghaften Zürnens, das zum Flüstern verkommene Wagen und Tun war nicht mehr. Abgefallen vom Dorf wie überreife Birnen, die es nur mehr zu schütteln galt, schwiegen auch jene Zungen nun, die mühevoll noch sprachen

Worte an die Tauben. Und so ging er, der Knabe, ständig gekrümmt, geduckt, als hing das Messer, die Axt überm Nacken ihm, den vom Dorf bestimmten Weg, fraglos jetzt, bar seines zweiten, des zweifelnden Ichs der Großmutter.

Die Mutter des Knaben weinte oft. Und oft wusste der Knabe nicht warum. Leere, gefüllt vom Nass der Tränen. Die Feuchte des Auges, leer wie das Leben. Man weinte nicht im Dorf. Und wenn, dann standen Tränen für Hilflosigkeit. Das tränende Aug sieht weniger noch als nichts, wenngleich der Blick der Dörfler auch tränenlos nicht klarer wurd. Als die Großmutter des Knaben starb, weinte die Mutter eine ganze Woche. Die ersten drei Tage, als es mit der Großmutter zu Ende ging und die nächsten drei Tage, als die Großmutter aufgebahrt in ihrem Zimmer lag, das sie bis zu ihrem Tode mit der Schwester des Knaben teilte. Er weinte nicht, der Knabe. Nicht ein Mal. Ein paar Stunden bevor die Großmutter starb, nahm die Mutter die Kinder und drängte sie ins Zimmer der Sterbenden. Die Fenster waren geschlossen, obwohl es heiß war draußen und die Vorhänge waren zugezogen und es stank. Am Ende des großen alten Doppelbettes brannten Kerzen auf zwei hohen Ständern. Die Mutter führte die Kinder ans Bett heran und nahm die Hand der Großmutter und legte sie den Kleinen aufs Haar. Die Großmutter bewegte die Lippen, aber die Laute blieben dem Knaben unverständlich. Die Mutter führte die Hand der Großmutter über die Gesichter der Kinder und schob sie dann aus dem Zimmer hinaus. Der Knabe lief aus dem Haus und erbrach sich. Vier Stunden später war die Großmutter tot. Die Verwandten und Nachbarn kamen. Die Mutter nahm die Beileidsbekundungen entgegen und weinte und bewirtete alle. Die Frauen im Zimmer der Großmutter wechselten sich ab und beteten Rosenkränze, einen um den anderen. Drei Tage später, am Tag der Beerdigung, kam der Lechtaler, der Totengräber des Dorfes und legte die Großmutter in einen Sarg, der dann vor das Haus gestellt wurde. Um den Sarg herum wurden die wenigen Kränze und Blumen aufgestellt. Wieder kamen die Verwandten. Und die Leute aus dem Dorf kamen alle. Und der Pfarrer kam mit den Ministranten. Der Lechtaler und sein Gehilfe hoben den Sarg auf das Pferdefuhrwerk. Dann bewegte sich der Zug durch das Dorf, den Weg runter zur Kirche. Auf der Höhe des Dorfbaches bellte der Gerberhund die Pferde an und

unterbrach einen Moment die Gebete der Trauernden. In seiner linken Hand die Hand seiner Schwester, in seiner rechten die seines Bruders, ging der Knabe hinter den Eltern und den Onkeln und ihren Frauen und betete, wie die Großmutter es ihm einst gelehrt hatte. „Heilige Maria, Mutter Gottes ...“. Einmal aus zahlreichen Frauenkehlen, dann von Männerstimmen, war das Gebet eine einzige Litanei, die sich vom Elternhaus bis runter zur Kirche zog. Das erste was man wahrnahm, wenn man den Dorffriedhof betrat, war das mächtige Familiengrab der Schindlers. Ein schwarzglänzender Marmorblock von wenigstens zwei Meter Höhe, direkt an der Kirchenmauer neben dem Ölberg. Auf der rechten Seite dieses Grabsteines befand sich in ganzer Höhe eine schmale Muttergottesgestalt in weiß und links davon waren Namen und Daten golden eingraviert: Kommerzialrat, Unternehmersgattin, Fabrikantensohn. Der Trauerzug bewegte sich an diesem Grab vorbei in den hinteren Teil des Friedhofes, wo die Großmutter beerdigt wurde.

Ihr Tod, ein Tod wie der Tod vieler. Ein winziges Stückchen Dorfgeschehen. Ein Scherbchen Dorfgeschichte. Nummeriert, deklariert, fein säuberlich ausgewiesen im Sterberegister. Und im hölzernen Kreuz des Dorffriedhofes, auf dem ihr Name zu lesen stand. Und Geburtsdatum. Und Sterbetag. Nichts sonst. Kein: sie versuchte wenigstens der Unzucht an die Kehle zu springen. Kein: sie schrie. Nur ein gesichtsloser Name und zwei Daten. Fertig. Welcher Tod hat noch Sinn, wenn der Tote mir nix, dir nix vergessen ist. Wenn er nicht in Ruhe liegen und faulen kann und sagen: ich hab was hinterlassen, eine Spur wenigstens, ein Wort, darauf aufzubauen. Kraftlos schon, den Altersschimmer auf Haaren und Haut, in ihren Lungen kaum Luft zum Leben, hat sie manches versucht zurückzulassen im Dorf, dieser stählernen Pritsche der Geknechteten, die Großmutter. Aber alles was der Knabe mitnahm von ihr in die Jahre, waren Geräusche. Die Todesschreie. Ihr Röcheln, als sie lag. Und das Schlürfen ihres Kaffees. Ihre Stimme war wohl zu dünn schon, als dass sie vorgedrungen wär in den Kopf des Knaben. Zu kraftlos ihr Wehren, nicht schaffend, aufzureißen die verklebten Löcher im Gesicht des Kindes. Und wie der Kamm, alt und viel gebraucht, die Zähne verliert, wurd schütterer auch von Jahr zu Jahr die Hoffnung ihr. Und hoffnungslos schon fast,

legte sie sich hin und ging. Zu früh dem Knaben, zehnjährig und nicht fähig, des Menschen Größe zu erkennen. Zu rasch diesem Kind seines Dorfes Geschichte, zu winzig, sich selbst zu erheben, zu stehen fest und zu brüllen: raus aus meinem Leib, Dörflerseele, kleine, verlogene.

Wie die Schreie, die sie ausstieß, als sie vom Tod ihrer Söhne erfuhr, im Ohr des Knaben weiterschrien, schlürfte weiter in ihm das Kaffeeschlürfen der Großmutter. Sie starb. Und was sie ihm hinterließ, das waren Geräusche. Schreie, Röcheln, Schlürfen. Nichts sonst. So lange sie lebte, benutzte sie, tagein, tagaus, immerfort dasselbe Kaffeegeschirr, die Großmutter. Eine große Tasse, Schüssel schon fast, aus dickem, weißem Porzellan. In ihren Kathreiner gab sie erst ein etwa nußgroßes Stück Margarine, die sie im Kaffee zerlaufen ließ, sodass die Fettaguen obenauf schwammen. Dann nahm sie ihr Brot und brockte es Stück für Stück in die Tasse, bis diese angefüllt war. An Sonntagen, wenn der Zucker auf dem Tisch stand, streute sie zwei Löffel davon über ihre „Brockat“, wie sie ihr Frühstück und Abendessen nannte und wartete, bis Brot und Zucker den Kaffee aufgesaugt hatten. Dann nahm sie die schwere Tasse knapp an ihren Mund heran und löffelte geräuschvoll und hörte nicht auf, eh die Tasse gelehrt war. Geräusche, sonst blieb nichts dem Knaben von seiner Großmutter. Geräusche, undefinierbar ihre Herkunft seinem jungen, schon zerstörten Denken. Geräusche, mit denen er weiterzuleben hatte, die ihn quälen sollten, Jahre und Jahrzehnte noch. Schreie, Röcheln, Schlürfen. Nichts ließ sie ihm sonst, die alte Frau, an der er wohl hing, der Knabe, die er aber trotzdem nicht kannte, die er nie genau angesehen hatte, weil sie einfach da war, immer schon. So, wie der See schon immer da war, die Äcker, Rhein und Ache und die Bäume, die vielen. Da gab's kein Staunen über die Dinge, kein Wundern und Hinterfragen. Sie waren da. Aus. Basta. Wenige Jahre nach dem Tod der Großmutter erinnerte er sich kaum mehr ihres Aussehens, der Knabe. Schnell vergisst man das lange nicht Gesehene. Und wie das lange nicht Gesehene, vergisst man rasch auch das lange nicht Gesprochene und Getane. Eher noch als der Wunde Schorf, entschwanden so die zarten Spuren, gesetzt von einer alten Frau kraftlos ins Gesicht des Dorfes, dem Knaben. Nicht nötig Farb und Schminke, fielen ab sie, die Worte und Taten der Alten, schneller noch als

schnell ins dunkle Dorfloch des Vergessens. Und einzig ihrer Schreie, ihres Röchelns, ihres Schlüpfens erinnerte sich der Knabe. Geräusche, dumpfe, blieben ihm nur. Pochten hin und wieder wirr durch des Knaben Schläfenvenen. Doch unfassbar ihm, dem Kind, bekämpfte er den Schrei mit Gegenschrei. Wie er den Schmerz im Kopf besiegte durch das Rammen seines Schädels in Mauern Betons, erzwang er die Stille der Großmutter schreie durch das Niederbrüllen dieser aus eigener Kehle. Vermummt die Schreie und schwer wie Säcke voller Sand, wurde ein Todschreien so des keimenden Zweifels. Schlaff im Wege liegend dem Dorfgeschehen und der Einpassung des Knaben in dieses, warf er es hin, das Bild der Großmutter, wie unnütze Krücken. Wohl riefen ihn wirre Angstgedanken, Traumdelirien und Fieber, zerrten an seinem Nerv: he, da war doch was. Aber geübt den Gang gekrümmt, gewohnt zu gehen gesenkten Hauptes, ist's schwer, sich aufzurichten. Die Sache einfach, ohne Tücke, das ist das Schwierige. Wer nennt schon den Lügner Lügner. Wer kann schon behaupten von sich, schlicht: ich bin ein Mensch.

Ums Maul geschmiert den Honig und ums Aug, süß verklebend dies, verschossen seine Liebe in graues Dörflerdasein, kreiste er weiter mit, der Knabe, im gespenstischen Reigen der Dorfpolka. Rechts, zwei, drei, vier.

Tschimmtararabumm. Vom See bis raus ins Ried, von Ache zu Rhein sich die Sohlen ablaufend, Löcher gegenseitig in die Seelen fressend, hohlschlagend die einen die Köpfe der anderen, zerrten und zetterten sie. Rechts, zwei, drei, vier. Im Takt des Dorfes, der Lehrer und Pfarrer, der Schindlers und Greußings. Und wollten doch nur ihre Ruhe, ihre kärgliche Stille: gebt uns von euren Resten und wir sind für euch. Und laufen uns die Sohlen ab und fressen uns Löcher in die Seelen und beuteln uns die Köpfe hohl. Kein Schlag, kein Tritt ins Gesicht, ins Herz, der um Entschuldigung bat. Die Dämmerung flutete ins Dorf und graute zwischen Leibern aus Stahl und gefühllosem Schweigen zu eisiger Kälte, zu windkaltem Zuge. Den Schnupfen hätten sie sich holen müssen, die Dörfler. Entzündungen der Lungen. Und husten dann und schnäuzen und spucken und speien. Doch sie widerstanden dem allem und ersoffen bald ihr bisschen Leid in Most und Schnaps. Und in ihren nie endenden Räuschen warfen sie hin den

Greußings und Schindlers, den Lehrern und Pfarrern Rosen, streuten ihnen den Weg damit, zuvor den Blumen fein säuberlich die Dornen entreißend und stechend diese tief ins eigene Fleisch und rufend dann: seht her, unsere Leiber zu züchtigen sind wir bereit für euch. Und die Greußings und Schindlers setzten sich fester und tiefer übers Dorf von Jahr zu Jahr. Und es knarrte unter ihrem Gewicht das Dorf, als zerrieb es unter sich Berge von Knochen. Mit Würde und Wucht schlangen die Dorfhäuptlinge ihre Namenszüge unter jedes Papier, das sie dann hinhielten, den Dörflern, die es beglotzten und das ihnen sagte, mit welcher Rasanz sie ihre Gräber zu schaufeln hatten. Doch blind zu hören und taub zu sehen, aufgerieben von grausiger Unrast, nahmen sie hin, die Dörfler, was kam. Verloren den Wuchs schon mit ihrer Geburt, nicht Gesicht und nicht Gesäß, bebend in ihrem Nerv einzig die Angst vorm Anderssein als die gesichtslosen Anderen, zerfressen Mut und Glieder von Fäulnis, tiefer, ließen sie geschehen mit sich, die Dörfler, was das Dorf, was Schindlers und Greußings, Lehrer und Pfarrer vorhatten mit ihnen.

Die Zeit rannte dahin im Dorf, unbemerkt fast, vom Morgen zum Abend, vom Winter zum Herbst, von einer Weihnacht zur anderen. Allmählich füllten sich die hohlen, eingefallenen Bäuche und bald schon zeigten sich Ansätze von Fett, dort, wo zuvor nichts war, nur Haut. Ein Sinnesrauschen, fleischlicher noch als jedes Freudenhaus, trieb toll um im Dorf. Gierig stopften sie rein in sich, was sie jahrelang entbehrten.

Hand in Hand mit dem Füllen der Bäuche aber leerten sich, mehr noch als die Jahre zuvor, die Herzen und Köpfe der Dörfler. Der nötige Schrei zum Rülpsen verkommen, zum Aufstoßen – nicht der Zeit und ihrer Unbill, sondern des fetten Mahls – zerfloss lüstern all ihr Wünschen und Sehnen im bisschen Kolik und Magendrücken. Kein Wehren mehr den süßsauren Phrasen, hingeplärrt von Schindlers und Greußings den Leibern des Dorfes. Poesie schmeichelnd, unverständene Worte, verflüchtigt sich schon im Ohr der Gehörlosen, nannten Aufschwung und Wunder die Macher des Dorfes den Liebesverlust und Schwund an Nerv. Schamlos ihr Tun, abzuspeisen die Hungernden mit honigsüßem Fraße, verklebend und verfettend die Sinne. Ruchlos ins Blutbad getrieben einst, wurden

gemästet nun die Dörfler, getrieben zu Fresssäcken und Saufsüchtigen. Blass die Haut und leer die Fülle vor wenigen Jahren noch, wurd speckig ihnen beides und ranzig bald schon drauf. Fett und breit setzte sich der Überfluss an den Platz der Entbehrung. Und wie jene einst, zerquetschte unter seinem Gewicht er nun das kleine bisschen Dörflersein. Mehr noch als die dunkelste Nacht, nachteten so ihre erbärmlichen Tage. Kein Wanken ihrer Leiber, kein Knicken des Ganges. Starr marschierten sie zum Jammergedudel ihrer Blähungen ins neuerliche Verderben. Hähnchen, Häuschen, Hirnverfettung. Vergessen war die tägliche Novemberschwärze, vergessen Hohn und Spott der Jahre.

Nicht Worte, Krämpfe prägten ihr Reden und Sein. Ihre Ängstlein, einer der Nichtshabenden könnt mehr noch haben als ohnehin nichts. Fiel Bratengeruch aus einem Fenster, musste es beim nächsten Loch wenigstens ein „komm, Mann, die gebackenen Lendchen stehn schon auf dem Tische“ sein. Wölbte einer der Prahlhänse rund seinen Bauch durchs Dorf, steckte der andere sich breit ins Knopfloch sein neues Tuch. Wie der Freier brillantinebeschmiert ums jugendliche Fleisch, buhlten sie um Braten und Bett und Badewanne. Schmachkend so dem ungekannten Überflusse, pflegend den Zartsinn des vermeintlichen Ausdemdreckseins, nährten sie und düngten den Boden der gegenseitigen Verdammnis. Den Dieb sahen sie hinter jedem Hauseck stehn, den Neider hinter jeder Fratze. Keinem trauend, trauten sie selbst sich nicht. Wohl hausten sie in Häusern, neuen. Aber sie hausten nicht wirklich häuslich. Ohne Liebe in ihren Löchern, blieben sie unbehaust ihr Leben lang. Nie gelernt, schafften sie es nicht, dem Mensch ein Mensch zu sein. Wollten es gar nicht. Zogen lieber Zäune, Meter hoch, um ihre Bauten. Auf dass ja keiner Einblick hat und Eingang find. Da lebten nicht Menschen, da lebten Dörfler nur. Da lebten nicht Männer und Frauen, die den Kinder Väter und Mütter waren. Da lebten nur Klumpen, fleischliche. Und so existierten auch keine Söhne und Töchter. Nur Kinder, leibeigene. Denn so wie die neue Küche, das strahlende Badezimmer, so waren die Jungen ein Stück Eigentum den Alten. Und die Jungen, gelehrt von und gierig lernend von den Alten, orientierten sich an ihnen genannten Werten, unmenschlichen. An Badezimmern und Küchen. Und an jenen Dingen, die ihnen verschwiegen

wurden, die die Alten verheimlichten ihnen und die deshalb wohl zu ungeahnten Reizen wuchsen.

Die Tage des Knaben trieben dahin, zäh, in den Tagen des Dorfes. Dünn, ohne Überraschungen das Leben. Ungewürzt, wie die Kost des Krebskranken, die Wochen. Salzlos das Jahr, das ganze. Im ersten Monat ohne R wurden die Schuhe im Boden verstaubt. Barfuß marschierte er, wie alle anderen Kinder, durchs Dorfgeschehen, ehe die Schuhe zum nächsten R wieder hervorgeholt wurden. Mittags wurde warm gegessen, abends kalt. Das schnelle Heueinbringen kurz vors Gewitter aufzog. Das Holzen an der Rheinmündung nach langen Regentagen. Kirche. Schule. Fertig. Gefangen, eingesperrt sein Denken im ewigen Kreislauf des Dorfes, diesem Käfig der Überlieferungen, schleppte er mühsam seinen Leichnam von Woche zu Woche. Seine Tage hatten keine Dauer. Kaum dämmernd, erloschen sie ihm im Schlafe noch. Was auch gab es schon im Dorf, das lohnte, wachzuhalten sein Aug. Unzählige Male umkreiste die Sonne in wildem Tanz den Erdenball, doch das dichte Laubwerk der Lüge im Geäst überm Dorf hielt fern die Wärme und die Sehnsucht nach Ferne. Schatten nur trafen den Leib des Knaben. Und kein Vater, der ihm die dunkle Welt entschleierte. Im Gegenteil. Mit Tüchern und Fetzen, dick wie ihre Sonntagslügen, behingen Väter und Mütter das Himmelsgewölb. Das letzte Quentchen Luft raubten sie so dem Flämmchen, verfinsterten die spärliche Resthelle ihren Köpfen. Sie redeten nicht mit den Kindern, die Alten. Sie erzählten ihnen nichts. Sie blätterten nur in ihrem zahnlosen Mundwerk und holten hervor, was sich angestaut hatte über Jahrzehnte dort. Und das waren nicht Worte, gut für die Kinder, das waren Phrasen nur, gut für sie, die Alten, weil einfach, ohne Hinterfragung ihres Jammergehens. Lass das sein! Das tut man nicht! Das war immer schon so! Und dazu noch das tausendfache Zutodeohrfeigen. Mit Händen und Stöcken, mit Blicken, mit dunklen Kammern. So wurden ausgerupft die Jugendstacheln der Jugend des Dorfes, wie der wehrlosen Weihnachtsgans zur Adventzeit das Winterkleid. Durchlöchert wie ein Sieb sein Herz und Wissen, angepasst jeder Nerv dem fetten Leib des Dorfes, bestand eines der kleinen Vergnügen des Knaben darin, an manchen Sommernachmittagen am See mit Gleichaltrigen die Zeit totzuschlagen.

Zu diesem Zwecke trafen sich die Zwölf- bis Vierzehnjährigen beim Schleienloch hinter der Greußingsäge. Der Platz der Kleineren war das Sandloch, während die Älteren, die über Vierzehnjährigen, die sicheren Schwimmer, beim Baggerloch ihren Seeplatz hatten. Das Schleienloch war ein seichtes Wasser. Sand und Schlamm, gebracht vom Rhein, legten sich hier nieder und trotzten so dem mächtigen See Jahr um Jahr ein Stück ab, das bald von Schilf und Rohr bedeckt war. Der Bechter Karl, Kusters Werner, Meusburgers Herbert, der Hinteregger Hans, er, der Knabe. Es waren immer dieselben, die sich hier trafen. Zwei, drei Sommer hindurch, eh sie dann ein Stück dem See entlang weiterzogen. Manchmal waren auch Mädchen dabei. Einmal, es war der Nachmittag eines Sonntags, kam auch die Greußing Anna, die Älteste vom Bürgermeister zum Schleienloch. Eigentlich hatte die ja ihren Platz direkt bei der Säge und dorthin durften nur die ausgewähltesten ihrer Freundinnen. Der Knabe mochte sie gerne sehen, die Greußing Anna. Sie war ein Jahr älter als er und ihre Brust begann sich schon leicht zu wölben. Als sie damals zum Schleienloch kam, hatte sie ein Trumm Speckbrot in Händen, von dem sie abbiss. Nach kurzer Zeit, in der sie sich erzählten, was man sich erzählt, wenn man nichts zu erzählen hat, sagte die Greußing Anna, dass von den Buben der von ihrem Speckbrot abbeißen dürfe, der am schnellsten zum Damm rüber und wieder zurück schwimmen könne. Weil der Knabe kein Dummer war, ließ er die anderen ins Wasser springen. Er wartete einen Moment und schaute dann die Greußing Anna an. Und die Greußing Anna schaute ihn an und sagte dann, er solle mit ihr mitkommen. Wenig später standen sie im Lagerschuppen der Säge, die Greußing Anna und der Knabe. Er spürte sein Herz im Halse droben schlagen. Trotzdem, oder gerade deswegen, um es hinter sich zu bringen, um sein Schamesbeben zu übertünchen, versuchte er das Mädchen zu küssen. Sie wehrte sich und sagte, dass er seine Badehose ausziehen soll. Der Knabe stand da, schweigend, und starrte sie nur an, die Greußing Anna. Feigling, sagte diese. Und dann nochmals: Feigling. Der Knabe griff an seine Hose, zögernd, ängstlich und schob sie dann runter zu den Knien und wartete still was kommen würd. Mit einem Lachen hob die Greußing Anna ihre Hand und zeigte mit den Fingern zwischen die Beine des Knaben. Sie lachte und lachte und sagte dann, dass der jüngste Knecht von ihnen einen viel größeren hätte als er, der

Knabe. Und dass er ein dummer Arbeiterbub wär, sagte sie und dass er jetzt gehen soll, sonst würd sie alles dem Pfarrer erzählen.

Hätt er der Mutter erzählt vom Lagerschuppen, der Vater hätt ihn halbtot geschlagen. So schwieg er, der Knabe. Schluckte sie, die Fragen, die vielen. Fraß sie rein in sich, die Zweifel und Ängste, wo sie weiterfraßen an seinen Gliedern. Er fühlte, dass schwer was seinen Leib beengte, auszubrechen versuchte aus der Dürre des Seins. Die Körperhaut drohte zu zerreißen ihm. Ein Beben von Scham und Gier, unbekannt bisher dem Knaben, rüttelte an seinem Nerv. Doch Menschen gab es nicht im Dorf, befähigt befragt zu werden nach den Wurzeln der Qual. Den Vätern wie den Müttern faulten auf der Zunge noch die Sätze.

Wortleichen nur, Lügen, rutschten aus ihren Löchern, hingeworfen den Kindern zum Fraße. Schamlos nannten sie das Erwachen der Mannessinne im Buben. Pfui das Werden vom Mädchen zur Frau. Mit Flüchen und Schlägen versuchten zu verhindern sie jedes Regen und lüsterne Tun. Den Sitten der Viecher blieb es so vorbehalten, aufzuklären die Jugend des Dorfes. Dem Zuchtstier, der sich krümmte und stöhnte vor Lust und Anstrengung ob der Begattung hunderter Kühe. Hahn und Eber, grunzend im Dreck, ums Maul schäumenden Speichel. Selbst das Treiben der Fliegen auf ihren Handflächen verriet mehr den Jungen, als die Worte der Alten. Da sei nichts, prügeln sie in die Leiber der Kinder. Aber nachts mussten diese mitanhören, wie sich der Väters Schreie hart ins Fleisch der Mütter bohrten. Und wie das weiblichweiche zum löchernem Stein verkam.

Er war vierzehn, der Knabe. Unter dem Vorwand, von einem Freund etwas Wichtiges für die Schule erfragen zu müssen, verließ er am frühen Abend das Haus seiner Eltern. Es war ein Tag im Spätherbst und er hatte bereits die lange Hose an, die ab Mitte Oktober getragen wurde. Etwa auf dem halbem Weg zu seinem Freund, begegnete er der Kloser Maria, einem gleichaltrigen Mädchen aus dem Dorf. Sie grüßten sich und der Knabe fragte die Maria, was sie vorhätte. Nachdem sie etwas geredet hatten, ergriff der Knabe die Hände der Maria, die diese aber gleich wieder zurückzog. Er versuchte es nochmals und dann versuchte er, die Hüften der Maria zu umgreifen und die Maria an sich zu pressen. Das Mädchen wehrte sich. Da es aber schon dunkel war und niemand daher kam, war

der Knabe stärker als die Maria. Er küsste sie auf den Mund. Zwei mal. Dabei versuchte er, seine Zunge zwischen die Lippe und die Zähne der Maria zu stecken, was ihm aber nicht gelang. Durch seine Hose hindurch spürte er den Körper des Mädchens. Ihr Becken, ihre Schenkel. Und er spürte sein steifes Glied, das sich heftig bewegte. Als der Knabe die Maria losließ, rannte diese davon. Jetzt erst merkte er, dass seine Hose nass war. Er erschrak, weil er nicht wusste, was geschehen war und warum er sich angemacht hatte. Er lief heim. Zuhause holte er heimlich eine frische Unterhose aus dem Schrank und ging aufs Klosett. Dort zog er die nasse Hose aus und wischte sich mit dem quadratisch geschnittenen Zeitungspapier, das fürs Hinternabwischen hergerichtet war, die Nässe, die sich schleimig anfühlte, von den Oberschenkeln, ehe er die trockene Unterhose anzog. Dann schlich er sich wie ein Dieb aus der Wohnung. Hinterm Haus band er die nasse Unterhose um einen Stein, den er dann in die Sickergrube des Stalles warf.

Wie es die Türe im wilden Sturm hin und her schlägt, verkündend das nahende Unwetter, beutelte es den Knaben zwischen verbotenem Tun und wunschvoller Begierde. Aber festgenagelt sein Schuh am Fleck dumpfer Erwartungen, sein Leib zum Fragezeichen gekrümmt, lag er brach, der Knabe, wie das Dorf, das ganze. In seinen Schädel wurden fertige Phrasen gekeilt. Abgenommen wurde ihm jegliches Denken. Sein Hirn in fremden Köpfen, ließ er lumpen sich selbst um die kleinen Freuden des Liebens und Geliebtwerdens. Und ließ betäuben sich von blutigdummen Späßen. Wie Greise, hinterherkriechend dem Tanzesreigen der Jungen, so krochen hinterher die Jungen der Selbstverstümmelung der Alten. Und wie der Tanz in wildem Rhythmus jedes Wort ersäuft, ersäuften ihre kleinen Fragen in der Barbaren Gesänge sie, denen sie voller Demut lauschten. So trieben sie selbst sich zum frühzeitigen Freitod, wurde das Dorf zum Wegweiser ihnen einer tödlichen Himmelfahrt. Und stumm wie Säcke voller Stroh, sahen sie zu ihrem Gang rückwärts, stolz beinah. Liebend das Leichenhafte, Zerstörte, Tote, hassten sie alles, was an Leben erinnerte. Die Freude peitschten sie selbst zu Tode. Das Lachen erfroren sie in Eiseskellern. Keine Lust, kein Leben, nur Stillstand. Da rührte keiner sich vom Flecke. Nicht ein Ansatz, gefügig sich zu machen helle Augenblicke. Nichts. Da wohnte keine Sehnsucht im Dorf, kein

Wünschen, kein Hoffen. Wunschlos, die bescheidenen Scheuen, Wunschlos dumm. Die Trommel, die umging, kriegerisch laut, wiegte sie in ihre blutigen Träume. Die Messer, die zustachen, hier und dort, wünschten ihnen einen gesunden Schlaf. Spinnwebe in Haar und Haupt, sahen sie nur das bisschen Besserung der Leibesfülle. Und nichts sonst. Vergessen waren die Schreckenskämpfe von gestern. Verpufft wie Dampf ihre Pein. Die Furche der Stricke noch in den Fesseln, flochten schon wieder Kränze sie den Häuptionern der Schreier. Verraten um die alten Tage, vertrauten erneut sie gespeichelten Worten. Die Geschichte stand still. Sie hielt an überm Dorf und grinste. Doch die Dörfiler hörten nicht das Hohngelächter in ihren Rücken, wollten es nicht hören. Bei lebendigem Leibe rissen sie sich ihre Herzen aus den Höhlen und warfen sie hin den dörfischen Hunden zum Fraße: hier, frisst nur, ihr Lieben, wir brauchen sie nicht mehr. Selbst die Gestirne staunten hernieder aufs Dorf: He, ihr! Wie schafft ihr es nur, geschehenzulassen alles mit euch! Aber kein Blitzen schärfte ihren Blick, kein Donner ihr Ohr. Nichts. Matt wie die Tage selbst, schleppten sich die Dörfiler durchs Dorfgeschehen. Verweht die letzte Träne vor Jahren schon, bereiteten sie die Arme zum Kreuz und gaben sich hin dem Lauf des Schicksals. Und das Schicksal, gemacht von Dorfesgnaden und dörfischen Kräften, hockte sich nieder auf die Dörfiler, breit und unersättlich: Meinen Fraß her, plärrte es. Und sein bleierner Atem blähte zum Zerreißen die Lungen des Dorfes. Und sein Tosen, gleich dem vielfachen Zuprosten und Klirren von Kelchen und Bechern, erstickte jede Regung. Kaum vergangen Weh und Leid, alterten so, rascher noch als die Jahre zuvor, den Dörfilern die Tage, wurde das Ende der Schlachtereie zum Auftakt neuer Schlachten. Einst erfasst vom Sog des Heilgebrülls aus Millionen Mäulern, der sie mitzerzte in den Zug der Selbstvernichtung, wurden mitgerissen sie nun vom „Hurra, es geht uns besser!“, das Hand in Hand ging mit der Hingabe ihres Denkens den Schindlern und Greußings, den Lehrern und Pfarrern. Unterwürfig, hörig den Parolen der neuen Führer, ließen sie sich treiben, die Dörfiler, wie eine Horde Schafe, wie die Kälber, selbst wenn sie zur Schlachtbank gerufen werden.

Wetterwendisch, was ihnen leicht fiel, ihre Wetterfähigkeit ja über Generationen erprobt, hielten die alten Herren mit neuen Parolen ihre Opfer in Trab. Ihr Denken kalt wie Grabesplatten aus Stein, zerrieben sie der Dörfler spärliches Regen in tollsten Sinnesräuschen. Prozessionen wurden inszeniert, bei denen der Pfarrer im Anschluss die Kinder zu Wurst und Saft einlud. Faschingsumzüge gab's, mit Freibier der Schindlers. Der Greußing, der Bürgermeister, lud zur Eröffnung von Fußballplatz und zahlte Fressen und Saufen. Und der Lehrer brachte einmal im Jahr die Kinder zur Besichtigung der Strumpfe, des stolzen Betriebes der Heimatortes, wo der Herr Prokurist redete und Zuckerl verteilte und Schokolade. Makellos der Führer Kosen und Schmeicheln in die Bäuche der Gefolgschaft, in deren Gedärme und Mägen, die sie zu Löchern droschen einst. Pendelnlassend zwischen Hunger und Fraß, Tod und Rausch ihre Knechte, glich das Tun der Herrscher über des Dorfes Sein dem Akt des Hochseilartisten. Hundert Fuß überm Boden, mit den Armen fuchtelnd, den drohenden Sturz andeutend und dadurch das „aah“ und „ooh“ der Gaffer erzwingend, schwankten sie doch stets und immer ins Gleichgewicht, gut für sie. Erpressten sie mit Zucht einst ihren Vorteil, so schufen sie nun ihn mit Lächeln und erhobenem Zeigefinger: du, pass dich an uns, sonst ist er futsch, dein Platz an der Futterkrippe. Und weil es schwer ist, anzuschwimmen gegen den mächtigen Strom, besonders wenn man nie erlernte das Schwimmen, parierten die Dörfler nun, wie sie parierten einst. Eingefressen wie Rost das versunkene Gestern in ihren neuen Alltag, gingen sie wohl unbehelmt nun, aber noch immer kopflos; marschierten sie wohl nicht mehr in dicht geschlossenen Reihen, aber noch immer im Rhythmus von Schreihälsen; erzogen sie ihre Kinder wohl nicht mehr zur Härte, härter als Kruppstahl, aber noch immer begriffen sie nicht, dass Menschsein mehr heißt, als ein hohles Rund auf seinen Schultern zu tragen.

Anders die Dorfoberen. Die wussten rasch, woher der Wind wehte. Die begriffen schnell, wo es lang ging. Blutrote Fahnen einst über ihren Häusern, kostete ein Lächeln sie nur das Kleistern des weißen Streifens in des Tuches Mitte. Waren es Zwangsarbeiter aus dem Ostreich einst, die neben den Dörflern für Gewinne sorgten, so waren es Fremdarbeiter aus dem Osten Österreichs nun: Steirer,

Kärntner, Burgenländer. Und statt dicken Kriegesstrümpfen und wollenen Unterhosen, wurden feinere Ware geschaffen. Der Onkel des Knaben arbeitete noch immer in der Strumpfle, der Vater des Knaben wieder. Der Montag wurde Montag genannt, der Sonntag Sonntag. Aber weder der eine noch der andere hatten Bestand. Blind gingen sie ihre Wege, die Dörfler, Tag für Tag, gewiesen einzig von der Dicke ihrer Lohnzettel. Kein Knie auf ihre Kehlen war notwendig, den Schrei im Krampfe zu ersticken. Sie lebten ihr Leben, ungefragt. Mit ihrem Herzblut labten sie ihre Gier, die sie Aufstieg nannten. Millionen Blutstropfen wiesen ihre Spur in die Leere, gefüllt einzig vom Duft des Schweinebratens, vom Geknarre der Beiwagenmaschinen vor ihren Haustüren. Ihre stumpfen Sinne zu pflegen, warfen auf den Markt die Dörfler, was immer sie hatten. Ihre Köpfe, ihre Herzen, ihre Haut. Und kopflos, herzlos, dumpf trieb um das Leben im Dorf, von einem Tag zum anderen, ohne Überraschung, ohne jede Hoffnung, tot.

Bald siebzehn war er, der Knabe. Ein Mann schon fast. Als er abends keine Ruhe finden konnte, ging er aus dem Haus der Eltern und streifte durch die Straßen des Dorfes. Er trat in die hintere Wirtsstube der Krone und setzte sich an einen kleinen Tisch zu einer Frau, die alleine war und Bier trank. Er bestellte Schnaps. Auch für sie. Sie tranken. Nach dem vierten Schnaps berührte er ihre Brust und sagte, sie hätte schönes Haar. Da sie entgegenkommend lächelte, bestellte er mehr Schnaps. Aus der Musikbox dröhnte ein lautes Lied, das die Stille der Zärtlichkeit pries. Der Knabe presste Zähne und Lippen auf den Mund der Frau. Dann zahlte er. Als sie auf die Straße traten, regnete es. Der Mond stand trüb am Himmel und verbreitete ein düsteres Licht. Sie gingen den Weg schweigend. Auf dem Gesicht der Frau war ein starres Lächeln, als sie sich neben dem Bett ihres Zimmers ohne Umschweife auszog. Nach dem Beischlaf schenkte der Knabe der Frau Zigaretten. Sie blieb liegen und begann zu erzählen. Dass sie aus der Untersteiermark käme und in der Strumpfwirkerei des Dorfes arbeite. Weil sie hier was verdiene und weil sie hier überhaupt erst Arbeit bekommen hätte. Und sie erzählte von ihrer Einsamkeit in Vorarlberg und von ihrer Heimat. Und sie erzählte von der Schinderei in der Strumpffabrik. „Nach einem Jahr im Akkord bist fix und fertig. Und nach fünf Jahren ein altes Weib, das ihr Leben hinter sich hat“. Der Knabe

verstand sie nicht, wollte sie nicht verstehen und hörte gelangweilt zu. Als sie weinte, ging er. Eine Woche später traf er sie wieder. Auf der Straße. Er blickte weg und kannte sie nicht.

Tot, wie das Dorf, der Knabe. Da wuchs kein Denken, kein Zweifeln, kein Fragen. Er war ein Dörfner. Gemacht, geformt, gefestigt all sein Tun von diesem stummen Fleck, zersetzt von Schimmel und Fäulnis, von Fleischfliegen besessen, elend. Überreif, nicht genutzt, faulten ihm die Jahre. Sieben Tage wöchentlich waren ihm gegeben, zwölf Stunden wenigstens am Tag. Doch wie Rauch, wie ein zarter Nebelstreif schwanden ihm die Zeiten. Gleich dem Tautropfen des dämmernden Tages, der kurz nur am Grashalm sich hält, ward des Knaben Kindsein beendet, eh es noch begann. Wie der Luftzug die heiße Stirn nur streift und kühlt für Augenblicke bloß, verblassten seinem Denken rasch die Muttermale am faulenden Leib der Großmutter. Vergessen, was klein mal da war, kannte er nichts, der Knabe. Nur das Dorf. Und dessen Zwänge und Notwendigkeiten. So nistete Entbehrung nur in seinem Kopf und gab ihm sein spärliches Maß. Leer und ungenutzt drohte die Stille und trieb ihn, Schritt für Schritt, näher dem Abgrund. Erkaltet sein Herz von falscher Scham, wurd die Liebe zur Dienstmagd ihm, der Schnapsrausch zum Leben, das Haben zum Höchsten. Keine Frucht, die zur Süße ihm reifte. Nur nehmen, was immer er bekommen konnte. Wie alle, ging auch er den Weg durchs Dorfgeschehen, der gezeichnet war von Wunden und Blut, von Lüge und Dummheit, von Gier, still und hinnehmend. Wie vom See ans Ufer gespült die Wellen, jahrein, jahraus, ohne Gegenwehr, ließ er sich treiben im Strom des Dorfes. Unbeschreiblich, unvorstellbar ihm die Schönheit des Seins, ähnlich unvorstellbar wohl wie der Kuh, kauend das Gras des Riedes, die Schönheit der Blume. Er glaubte an das ihm Gelehrte. Er zweifelte nicht am ewigen Bestand der Dorfweisheiten, gespien von den Herrn in sein und seinesgleichen Maul: Schaffa, schaffa, Hütle baua. Und: Morgenstund hat Gold im Mund. Und: Hunger ist der beste Koch. Sein Wohlgefallen gegenüber dem Herrn und den Herren erzwingen wollend durch Huld und Unterwürfigkeit, presste er rein in sich, was kam. Und presste es weiter dann in jene, die Schwächer waren noch als er. So verkam er, der Knabe, zum simplen Stück.

Verraucht, verpufft sein Name in des Dorfes Einheitsschlamm. Und das Dorf, sein Dorf, wurd zum Massengrab der Regungen so, zu einem einzigen Friedhof der Gefühle. Wie Wachs des Knaben und der Dörfler Denken, schmelzend, zerfließend unter dem Feuer der Herren. Ihr Sehnen zum Schrumpffgefühl eines Herztropfens geronnen. Ihr Wünschen zum Krümel eines einzigen Nervs erschlafft, der zu ihren Bäuchen führte. Abgegriffen ihre wenigen Worte tausende Mal, wie im Bierlokal die Türschnalle zum Herrenklo. Lüge, Stille, Lüge. Dahindämmern. Ein einzger Schlaf. Und keiner, der trieb das Dorf zum Erwachen, der zerrte und riss an den Fetzen, abzudecken den faulenden Leib. Keiner, der einen Kübel Wasser entleerte über den stinkenden Gliedern und tobte und schrie mit letzter Kraft: he, los, du, aufstehen! Nichts. Nichts. Nichts.

Entgegen aller Gesetze des Dorfes, wider sein eigenes Wollen, ging er, der Knabe. Ging weg vom Dorf. Winter war's und auf den Riedwiesen um die Bahnhaltestelle schrieen im Schnee die Krähen. Gemartert schon die Tage zuvor von den Qualen des Weggangs, sollten diese steigern sich die ersten Monate in der Fremde zur Höllenpein. Er, Kind des Dorfes, gefesselt an dieses, verkrallt, verbissen in des Dorfes Fleisch, verzahnt all sein Tun in des Dorfes Kreislauf, fern dem Dorf, seinem Dorf, ewige Zeiten weit? Unmöglich! Wie über einen Bock gespannt sein Leib von krümmender Qual, geschüttelt vom Fieber wie ein Erbsensack, nahm er hin den Zwang des Ganges weg vom Dorf, zu lernen in der Fremde. Nahm hin ihn mit Tränen und Flüchen, mit Beschimpfungen, derben Verwünschungen von Gott und der Welt. Der Riedweg zur Bahnhaltestelle wankte unter seinem Gang, drohte zu verschlingen ihn, als er ging, zwei Koffer in seinen Händen, mit Vater und Mutter und Bruder und Schwester. Sein Kopf kreiste, tausende Male, wie ein Ringenspiel. Von Schwindel prall gefüllt schien ihm sein Nerv. Wie die Gebärende im Kreißaal, gebärdeten toll sich all seine Zellen, kreischten wild seine Sinne. „Nein“ und „nicht“ und „nie“ schrie es in ihm. Und doch ging er den Weg zur Bahnhaltestelle. Und doch stieg er in den Zug, der ihn führen sollte an ein Ziel, mehr als eine Tagesreise fern dem Dorf, seinem Dorf, das ihn machte und formte, das er mehr liebte als sich selbst und an

dem er hing, wie die Spinne am Netze, der Fromme am Erlöser, der Tote am Grab. Drei Jahre, höchstens, wollte er bleiben. DreiBig wurden. DreiBig.

Damals, als er das Dorf verließ, der Knabe, schrieb man das Jahr fünfundfünfzig. Fünfundachtzig, als ich wiederkam. Ein junger Mann, gemacht von Dorfesgnaden, noch Kind fast, ging weg. Damals. Weg vom Dorf. Haar und Glieder gealtert um dreiBig Jahr, jung geworden aber in der Fremde erst das Denken, kam ich wieder ins Dorf der Väter. Kam wieder, dem Dorf, meinem Dorf, aus dem ich als Unwissender einst wegging und das mich doch nie losließ, einige Fragen zu stellen. Fragen, die in der Fremde erst zu Fragen wurden, die nun aber beantwortet werden wollten. Sie drängten danach. Zumindest aber wollten sie ausgesprochen werden, wollten dastehen, als Fragen. Ich spürte dies in meinem Kopf wie in meinem Bauche.

Als ich vor dreiBig Jahren das Dorf verließ, wurd ich gebeutelt wie ein Erbsensack. Jeder Nerv lag blank und schrie und tobte. Ich hing am Dorf, hilflos, war ihm hörig, wie der Mann dem Weib, von dem er nicht loskommt. Die ersten Tage, Wochen, Monate in der Ferne waren die schlimmsten meines Lebens. Keine Nacht, in der ich nicht wimmernd in Schlaf fiel, von Sehnsucht gequält. All mein Denken hing am Dorf, am gewohnten Lauf der Dinge. Ein ganzes Jahr und länger dauerte es, bis die Stricke sich lockerten, die Ketten sich lösten. Immer wieder wollte ich in dieser Zeit meine Sachen packen und zurück, heim ins Dorf. Und immer wieder musste ich mich zwingen, es nicht zu tun. Wenn du jetzt gehst, dann kommst du nie mehr weg, dann kommst du nie mehr los vom Dorf. Und ich stieß den Schädel gegen die Wand und ich presste mir die Fingernägel tief ins Fleisch und ich schrie und tobte mit mir, brüllte sie nieder, meine Sucht nach dem Dorf. Und blieb.

Dann, als der Zwang sich legte, die Fesseln abfielen, da wollte ich nicht mehr zurück. Weil ich spürte, dass es außer dem Dorf noch etwas gab, dass die Welt – außerhalb des Dorfes – doch nicht so schlecht. Ich lernte zu denken meine eigenen Gedanken. Ich begann mich zu fragen, warum, weshalb, wieso. Die Bücher, die ich las, wurden andere. Ich erkannte, dass Gespräche, Diskussionen etwas äußerst schönes. Ich entdeckte Dürrenmatt, Brecht, Beckett. Menschen lernte ich kennen,

mit Blut in den Adern und Grütze im Kopf. Zu leben lernte ich, lustvoll und ohne Zwang. Plötzlich wollte ich nicht mehr zurück ins Dorf, fiel er ab, der Trieb, der trieb mich ein Jahr und mehr. Die Tage lichteten sich, zeigten mir die Schönheit des Seins, den Spaß am Dasein. Die Ängste lösten sich, die mich fesselten ans Dorf. Die Briefe, vollgeweint von Klagen, kläglichen, an Mutter und Vater, an Bruder und Schwester, wurden weniger und endeten schließlich ganz. Nein, ich wollte nicht mehr zurück ins Dorf, weil ich lernte zu leben mein eigenes Denken.

Und dann, zehn Jahre vielleicht nach meinem Weggang, als sich gelöst hatten, endgültig, die letzten Fesseln, da konnte ich nicht zurück ins Dorf, schaffte ich es nicht, obwohl ich es immer wieder wollte. Es war die Zeit, als sich in meinem Denken die Schreie der Großmutter immer öfter hörbar machten. Und immer deutlicher. Als die Schläge und Hiebe von einst neuerlich zu brennen begannen, schmerzhafter noch als einst, vor zehn, zwanzig und mehr Jahren. Als Frage um Frage sich auftat. Plötzlich hatte ich Angst vor der Rückkehr ins Dorf. Angst vor den tausend Fragen, die ich ihm stellen würd müssen, dem Dorf.

Natürlich war ich da, in all diesen Jahren, im Dorf, mal kurz. Wenn Feiertage riefen, wenn der Kreislauf der Feste es erzwang. Zum 60er des Vaters. Zu Weihnachten mal. Zur Hochzeit der Schwester. Flüchtigkeitsbesuche waren's, ein schnelles Vorbeischaun. Zwei, drei Tage. Ein kurzes Prost und Schulterklopfen und „wie geht's“. Nicht mehr.

Angst bestimmte in jenen Nächten, die meinem Entschluss folgten, das Dorf, mein Dorf kennen zu lernen, oft meinen Schlaf. Die Angst, Fragen zu stellen. Die Angst, Antworten zu erhalten. Gewürm zerfraß im Traum meinen Leib, während ich am See lag und zur Sonne hochblickte, über unserem Dorf und sie befragte, über das Dorf. Und die Kinder des Dorfes sah ich stehen am Dorfrand, mit Steinen bewaffnet, die sie nach mir warfen und die mich blutig trafen. Und ich hörte sie schreien, die Kinder, „verschwind, Opa“. Und ich sah zu, im Traum, wie sie einen Mann in der Färberei der Strumpffabrik einsperrten und wie sie die

Ventile öffneten und Dampf einließen und ihn verbrühten. Und ich sah zu, wie der Mann schrie und wie sich seine Haut rötete und wie sie dann in Fetzen von seinem Leibe hing. Und ich sah, dass der Mann ich war. Dass er mein Gesicht trug und auf diesem meine Angst. Und ich schrie auf, über meinen Träumen über die Rückkehr ins Dorf. Heftig oft, sagte mir die Frau, die ich liebe und die die Nächte, nicht aber die Träume mit mir teilte. Weil sie nicht aus dem Dorf war, in dem die Kinder aus den Mutterbrüsten Blut saften und dessen Wiesen und Äcker das Blut nicht mehr fassen konnten, das ich träumte.

Als ich kam, verließen die Stare eben das Dorf. In Scharen flogen sie mir entgegen und über mich hinweg, Richtung Süden. Immer mehr, unaufhörlich. Und jedes mal, wenn ein Schwarm der Vögel über mir hinwegzog und das Licht der Herbstsonne für einen Moment verdunkelte, suchte ich in den Lüften nach Spuren. Aber da war nichts. Nur Stille. Bis zum nächsten Schwarm, dessen tausendfacher Flügelschlag die Luft einen Augenblick fibrieren ließ. Und wieder keine Spur, kein Zeichen, das sie zurückließen, die Stare. Nur Stille.

Gleichgültigkeit ob dem Abschied. Sie kommen ja wieder. Als ich ging, vor dreißig Jahren, wußt ich nicht, dass ich dreißig Jahre wegbleiben würd. Ich hinterließ keine Spuren, damals, keine sichtbaren Zeichen. Ich würd ja bald wiederkommen. Und den Weg, den ich ging, weg vom Dorf, den würd ich schon wieder finden, zurück, nach nicht langer Zeit, dachte ich, damals, als ich ging. Die Stare finden ihn immer wieder, nach jedem Winter, dachte ich, als ich wiederkam.

Der namenlose Weg vom Dorf zur Bahnlinie, ein Feldweg einst und gerade gut genug für ein, zwei Pferdefuhrwerke täglich, bei gutem, trockenem Wetter, war asphaltiert und hieß Römerweg nun, als ich wiederkam. Der weißgottwielang Namenlose hatte eine Bezeichnung, war greifbar nun. Er war wer, plötzlich. Der alte Schindler, die beiden Greußings, der Lehrer, der Pfarrer, die waren wer. Alle anderen hatten Namen, gesichtslose Namen. Namen ohne Bedeutung. Aber Römerweg! Der Dollfußplatz, der Platz beim Posthaus, bei der Dorfwaage, der zuvor nie einen Namen hatte, zumindest nie eine Tafel, die ihn bezeichnete und der einfach Dorfplatz genannt wurde, so wie der Platz vor der Kirche Kirchplatz und der vor der Schule Schulplatz, hieß nur vier Jahre Dollfußplatz und kein

Mensch im Dorf nannte ihn Dollfußplatz. Er trug nur die Tafel, die der ältere Greußing, der Bürgermeister, damals, nach dem Attentat, anbringen hat lassen. In einer feierlichen Stunde mit Blasmusik und Gedichten und Ansprachen. Vier Jahre später hieß der Dollfußplatz Adolf-Hitler-Platz. Die Tafeln wurden gewechselt. Wieder mit Blasmusik und Gedichten und Ansprachen. Aber für jeden im Dorf hieß der Platz weiterhin Dorfplatz. Dann, als die Übermenschlichen überflüssig wurden, holte man die Tafel runter vom Posthaus und erneuerte sie nicht. Wenigstens nicht die Jahre, die ich noch da war im Dorf, eh ich wegging für dreißig Jahr. Und so gab's damals auch keine Blasmusik, keine Gedichte, keine Ansprachen. Dafür spielte die Dorfkapelle dieselben Märsche, die sie vor kurzem noch zu Ehren des Führers intonierten, nun für die „Befreier“, die sie vor noch nicht allzu langer Zeit „Welsche Säue“ und „Untermenschen“ und „Franzenhorden“ nannten.

Nun kam ich wieder, von der Haltestelle der Bahnlinie, dem Römerweg entlang, Richtung Dorf. Ein Römerstein ist ein Stein, etwa mannshoch, mit einem Loch in Augenhöhe. Blickte man vor zweitausend Jahren durch das Loch eines solchen Steines, konnte man über die unverbauete Ebene, über eine Entfernung von tausend Meter und mehr, den nächsten Römerstein erkennen. Und von diesem dann wieder den nächsten, sagten Männer, die sich gaben, als wüssten sie es aus verlässlicher Quelle. Und die Strecke von einem Römerstein zum anderen Römerstein und zum nächsten Römerstein war der Weg, den man heute Straße nennt, sagten diese Männer. Solch ein Römerstein steht, nicht direkt im Dorf, aber doch in achtbarer Entfernung, eben auf dem Weg raus zur Bahnlinie und lässt folglich auf eine stolze Tradition unseres Ortes schließen, erklärte uns Buben der Lehrer und baute seinen Römerstein gleich ein ins Dorflied, das er schrieb und komponierte. „Wo einst die alten Römer waren, soll ein neues Reich erblühn. Soll wie einst, in Tausend Jahren, ein Volk entstehn, stolz und kühn“, hieß es, bis Fünfundvierzig. Aber so wie der Dollfußplatz gestrichen wurde und der Hitlerplatz, wurde auch diese Strophe gestrichen. Einfach gestrichen, aus dem Gedächtnis und vergessen. Und Römerweg klingt anders, wichtiger, gewichtiger. Und befreit von aller befreiungsnotwendiger Vergangenheit. Und doch nach

Vergangenheit, nach Tradition. Aber nach guter, ohne schalen Beigeschmack. „Nestbeschmutzer“, hört ich sie wieder schreien, auf meinem Weg von der Bahnlinie Richtung Dorf, auf dem asphaltierten Römerweg.

Das Riedrinnsal, ein sumpfiger Graben, der die Wässer des Riedes träge zum See hin führte, war immer noch da, am einstigen Feldweg. Nun aber neben einem asphaltierten, langgezogenen Band mit stolzem Namen. Als Buben fingen wir Frösche in diesem Graben. Manchmal nahmen wir einen Frosch und führten ihn an unseren Mund heran und bliesen unseren Atem in die Lungen des Frosches. So lange, bis der Frosch zerplatzte. Auf dem langen Weg von der Bahnstation zum Dorf, hörte ich, mehr als dreißig Jahre danach, immer noch das Knallen zerplatzender Froschbäucher. Und vereinzelt hörte ich ein Quacken und ein Summen der Fliegen und Hummeln. Tausende Generationen von Insekten mochten seit meinen Kinderjahren den Sumpf des Grabens befliegen haben. Aber für mich, für mein Auge, unterschieden sie sich nicht, die Insekten der Kinderjahre und die Insekten jenes Herbsttages meiner Heimkehr. Selbst die Gräser und Sumpflumen am Graben schienen dieselben zu sein. Nur der Asphalt, auf dem ich ging, sagte mir, dass dreißig Jahre um seien. Und meine bohrenden Fragen, meine Gedanken und Ängste.

Als ich die erste Banane meines Lebens sah, eine echte, leibhaftige, nicht auf irgendwelches Linnen gemalte, abfotografierte, war ich neun. Wir spielten in der Nähe des Herrengartens, wo die Schindlervillen stehen. Und weil wir viel spielten und intensiv, trieb es uns den Schweiß aus den Hautporen und den Durst trieb es uns in Lungen und Kehlen. Der Schindler Thomas führte uns zum Wassertrinken in das Haus seiner Eltern, das innen so weiß war wie außen. Und der Raum hinter der gläsernen Eingangstür war größer als die Wohnung, die ganze, meiner Eltern, obwohl nur ein Tischchen und zwei Korbsessel dastanden und obwohl nur ein Spiegel an der Wand hing und einige Bilder. Und auf dem Tischchen, das weiß war wie die Wände und die zwei Sessel, stand eine Obstschale mit Äpfeln und Birnen. Und obenauf, auf den Äpfeln und Birnen, lag eine Banane. Nein, sie lag nicht da, sie thronte. Später hab ich hunderte von Bananen gesehen und eine sah aus wie die andere. Aber diese damals, in der Halle des einen Schindlerhauses, die

erste Banane meines Lebens, obwohl ich sie nicht aß, nur sah, hätte ich noch lange unter hunderten herausgekannt. Wie niedrig dagegen war das alltägliche Gras am Riedgraben, seine Fliegen und Hummeln.

Am Ende des Weges von der Bahnlinie zum Dorf, stand früher der äußerste Hof der Ortschaft, das kleine, halbverfallene Allgäuerhaus mit seinen Holzverschlägen, in denen das wenige Vieh und Gerät und Winterfutter untergebracht war. Am Tag als ich wiederkam, standen da, wo einst die Allgäuers den kargen, feuchten Nochfastriedboden bewirtschafteten, zwei graue Wohnblocks, dreistöckig, mit Balkonen zur Südseite, von der ich kam und mit Autos und spielenden Kindern auf den asphaltierten Flächen vor den zwei Häusern. Unwillkürlich wechselte ich von der rechten Seite des Weges, an der die beiden Häuser standen, nach links. Aber die Kinder spielten Ball und mit Puppenwägen und hatten keine Steine in den Händen und nahmen nicht einmal Notiz von mir. Nur auf den Balkonen reckten sich ein paar Häuse, die ich nicht kannte und blickten nach der ungewöhnlichen Erscheinung auf dem Weg von der Bahnlinie zum Dorf.

Die helle, leichte Hose, das fast weiße Jackett und die Tennisschuhe passten wohl nicht recht auf diesen Weg. Sicherlich war ich nach ihren dörflichen Erfahrungen und Vorstellungen für mein Alter zu jugendhaft gekleidet. Pfui Teufel, wieder so ein spinnerter Städtler, hört ich sie sagen. Aber sie sagten nichts. Sie hoben nur ihre Köpfe über die Balkoneinzäunungen und jedes Mal wenn ich hochblickte, zogen sie diese wieder zurück. Sollen sie glotzen, dachte ich mir, obwohl ich mich ertappte, dass ich mich nicht so selbstsicher fühlte wie gewohnt und mir Vorwürfe machte, dass ich nicht daran dachte, meine Kleidung der Gegebenheit der Rückkehr ins Dorf anzupassen. Und dass ich mich fragte, ob ich nicht doch vom Bahnhof aus ein Taxi rufen hätt sollten oder meinen Bruder und ihn bitten, mich abzuholen. Trotzdem, glotzt nur, glotzt nur. Über die braunen Uniformen, damals, mit den grellen, glitzernden Tressen, seid ihr auch nicht gestolpert. erinnert ihr euch nicht, wie ihr eure Rücken gekrümmt habt vor jedem Uniformrock, wie ihr dem Pfarrer die Hände küsstet, wie ihr zu den Greußings gekrochen kamt, für Kartoffeln und Mais, statt euch zu nehmen, was euer war. erinnert ihr euch nicht.

Idiot, ging's mir durch den Kopf. Viele der Gaffer sind ja viel jünger als du. Und viele wahrscheinlich neu im Dorf. Was willst also von denen.

Ein Kinderball fiel auf den Weg. Ich lief die fünf Schritte, trotz des Koffers in meiner Hand, kickte den Ball zurück auf den Platz der Kinder und lachte, als hätte ich mit meinen Füßen das erste Mal in meinem Leben einen Ball getreten. Und mit einem Lachen warf ich meinen Kopf hoch und schaute fest, ohne Zögern, zu den Balkonen hoch und dachte „ihr Feiglinge, ihr“, weil sie alle wieder verschwunden waren, die Köpfe.

Knapp nach den beiden Häuserblocks führte der Römerweg, dieser bis vor kurzem namenlose Feldweg, ohne Bescheidenheit, ohne dass er sich vorher biegen oder auch nur einmal zart verneigen würd, schurgerade in die große Landstraße, auf der einst der Kaiser kutscherte und die später einmal vom Verführer der Deutschen, also auch der Leute aus dem Dorf, die sich damals ja als solche fühlten, benutzt wurde. Als Buben, auf dem Weg raus ins Ried oder von dort kommend, saßen wir öfters an dieser Straße und warteten geduldig, bis endlich ein motorisiertes Fahrzeug vorbeikam. Mangels einer Uhr nannte jeder von uns vorher seine Zahl und im Chor begannen wir dann zu zählen: eins, zwei, drei ... Und meist zählten wir zwanzig, dreißig Mal bis hundert, ehe eine Beiwagenmaschine oder gar ein Auto an uns vorbei fuhr. Wir standen dann und winkten und schrieen und am meisten freute sich immer der, der mit seiner lang zuvor genannten Zahl am nächsten bei der gezählten Zahl für den Vorbeifahrenden lag. Erneut begann ich zu zählen, als ich an der Kreuzung des Römerweges mit der Landstraße stand, denkend daran, einfach weil ich manchmal ziemlich sentimental und einfältig sein kann, dass vielleicht genau unter der Stelle des Asphalttes, auf der ich eben stand, Tropfen meines Schweißes in der Erde lagen, die ich verlor an irgendeinem Sommertag, sitzend in der vollen Sonne der Landstraße und lange zählend die Sekunden zu irgendeinem Motorengeräusch. Zehn war das Höchste, was ich zusammen brachte, als ich nun wieder stand an der Straße und zählte. Zehn, stelle man sich vor. Nach vielen Versuchen. Zehn. Und die waren das Höchste, die Spitze nur. Viel war wohl geschehen in den dreißig Jahren. Viel.

Über der Landstraße drüben teilte sich der zuvor gegangene gerade Weg bald in die Straße runter zum See, zu Kirche und Schule und rechterhand in die Straße zur Strumpffabrik, zum Haus meiner Eltern. Häuser standen da, wo früher nichts stand. Kleine, bescheidene. Nichts protziges. Wer Geld hat, der baut entweder direkt an den See oder rauf auf den Pfänder, dachte ich. Ich ging vorbei an diesen Häusern und musste unweigerlich daran denken, wie sie im restlichen Österreich die Menschen vor dem Arlberg verspotten: „Schaffa, schaffa, Hüsle boua“. Die Häuser waren gepflegt und sauber. Und ebenso die Gärten um die Häuser, die alle fein säuberlich eingezäunt waren. Damals, als ich an den Häusern vorbei ging, heimwärts in die Vergangenheit, und die eingezäunten Gärten sah, dachte ich wieder daran, woran ich öfters schon mal dachte, was ich aber nie erfragte, aus Vergesslichkeit vielleicht, aus einem vielleicht doch zu wenig ausgeprägten Interesse heraus. Nämlich, wie das sei mit diesen Zäunen. Nämlich, bei so Ansiedlungen, Haus an Haus, Garten an Garten, müssten doch stets zwei Zäune unmittelbar nebeneinander stehen. Der Zaun des einen Nachbarn, der Zaun des anderen Nachbarn. Dazwischen einige Millimeter. Vielleicht auch Zentimeter. Jedenfalls ein Hauch Niemandsland. Tatsächlich steht da aber stets nur ein Zaun. Jedenfalls hab ich's nie anders gesehen. Wer nun stellt diesen Zaun hin? Der eine Nachbar, links? Oder der andere Nachbar, rechts? Wer pflegt ihn den Zaun und hält ihn in Schuss? Was, wenn einem Nachbar der aufgestellte Zaun des anderen Nachbarn nicht gefällt? Was? Wenn? Aber? Mein Gott, deine Sorgen möchte ich haben, lief es mir durch den Kopf.

Deine Sorgen möchte ich haben, hörte ich die Frau sagen, die ich liebe und mit der ich so viel teile. Und ich sah mich in ihre Augen sehen, die lachten. Und ich sah mich lächeln und ihr zum tausendsten Mal sagen, dass sie in der Stadt groß geworden ist und das Land zuwenig kenne und gar nicht mein Dorf. Und ich sah uns umarmt, uns zärtlich liebkosend, liegend auf dem Bett, dem Teppich, dem warmen Waldboden. Und wir lagen uns in den Armen und ließen Zäune Zäune sein und gelobten uns, dass kein Zaun der Welt uns aufhalten könn und dass sämtliche Zäune der Welt verflucht sein sollen, weil sie nicht nur das Grün der Wiesen voneinander trennen, sondern mehr, viel mehr. Und die Wärme wanderte

von unseren Köpfen und unseren Herzen in unsere Schenkel und wir liebten uns in die Ewigkeit und fraßen uns für Minuten gegenseitig auf und träumten gemeinsam unsere Träume. Und ich sah uns, erschöpft liegend, aber kräftig genug auch jetzt, uns gegenseitig zu streicheln und zu liebkosen, wissend sich völlig eins mit dem Anderen, spürend dies am gleichmäßigen Atem und Stöhnen und Luft holen und fragte mich, warum ich gekommen bin, ins Dorf der Väter, in dem mich keine Frau erwartet, die ich liebe, in dem mich nichts erwartet, nur meine Vergangenheit, der ich einige Fragen stellen möchte.

„He, bisch es du!“. Ob ich es sei, hörte ich wen rufen. Und dann, als ich stand: „dass du wieder amol do bischt!“. Er stand neben mir hinterm Zaun und hatte einen Rechen in der Hand, auf den er sich stützte. Neben sich einen Haufen mit Laub von den Bäumen des Gartens, das er zuvor wohl zusammen zog. Ich kannte ihn nicht, den Mann mit einer Schürze um seinen Leib und dem Strohhut auf dem Kopf. Aber er kannte mich. Trotz der Jahre. Und mit seiner Hilfe stellten wir gemeinsam fest, nachdem ich dem fremden Mann meine Hand über den Zaun reichte und rätselte, wer er wohl sein könnte, dass er der Moosbrugger Wolfgang sei, ein ehemaliger Mitschüler. Er öffnete das Gartentor und zwang mich rein in seine Herrlichkeit, sein Lebenswerk, wie er das Häuschen mit dem Garten nannte. He, Alte, wo steckst denn wieder, rief er. Und mit der Alten meinte er die Frau, die er sich vor fünfzehn Jahren nahm und der er die zwei Buben machte, die ihm im Garten halfen. Damit sie eine Beschäftigung hab, die Alte, ein Lebenswerk wie er, sprudelte es aus ihm hervor. Die Frau wirkte alt, verhärmt und verarbeitet, obwohl sie bestimmt jünger war als ich. Ihr Haar, das einmal dunkel gewesen sein mochte, war am Hinterkopf zu einem Knoten zusammen gesteckt und hatte bereits den Altersschimmer. Sie soll die Schürze, die schmutzige, vom Bauch nehmen und mir die Hand geben, sagte der Mann und stellte mich vor. Als alten Freund aus früheren Tagen. Und jetzt soll sie in den Keller gehen, dort stünd noch ein gutes Tröpflein, der heutige Tag müss gefeiert werden.

Als er die Schürze von seinem Leib band und den Hut vom Kopf nahm, kamen nicht die erwarteten blonden Locken zum Vorschein, an die ich mich dunkel erinnern zu können glaubte, sondern ein kahler Schädel, auf dem einige wenige

Glatzenrandhaare von einem Ohr zum anderen gelegt waren. Er schrie den Egon, einen der beiden Buben zu sich, drückte ihm Schürze und Hut in die Hand und hieß ihn weiterzuarbeiten im Garten, so, wie er es ihnen beiden gelehrt hätte. Na, was sagst, die parieren, die beiden, was, sah er mich stolz an, der Mann, der mir kurz zuvor sagte, dass er der Moosbrugger Wolfgang, ein ehemaliger Mitschüler, ein Schulfreund sei.

Das Haus war innen so sauber wie außen. Die Linoleumböden glänzten, die Daunendecken auf den Betten waren kunstvoll geformt, die Gläser der Fenster so blank, dass sie nicht auszumachen waren. Alles hatte seinen festen Platz, wohl schon seit Jahren. Der Mann führte mich durch die Zimmer und zeigte mir dabei die Dinge, auf die er besonders stolz war. Sein Schlafzimmer, ostseitig, von dessen Fenster aus man noch einen Rest der Pfänderrückens erheischen konnte. Die Fliesen im Badezimmer, die er selbst aus Italien mitbrachte, als sie am Meer waren, im Sommer sechsundsiebzig. Den alten Kinderwagen im Wohnzimmer, den er sich zur Hausbar umgebaut hatte und der bis obenhin mit bunten Flaschen angefüllt war.

Als wir in der Küche saßen und Wein tranken, saß die Frau daneben, schweigend. Und als ich sie fragte, ob sie aus dem Dorf sei, oder aus dem Nachbardorf oder von auswärts, antwortete nicht sie, sondern ihr Mann. Sie soll einen Speck aus dem Kamin holen, hieß er sie. Ich müsse jetzt gehen, sagte ich. Nichts da, das käme gar nicht in Frage, stellte er klar. Hol den Speck und den Schnaps, befahl der Mann der Frau. Die Erinnerungen an die Schulzeit waren bald ausgetauscht und aufgezehrt. Und als wir von der Gegenwart zu reden versuchten, redeten wir aneinander vorbei. blieb das Geschwätz vom Sommer, der dieses Jahr bis lang in den Herbst dauerte. Und dass es so einen heißen schon lang nicht mehr gab. Obwohl ich kein Schnapstrinker bin, musste ich drei mal mein Glas leeren. Der Mann zwang mich.

Die Frau, die zuvor den Wein holte und in die Gläser füllte und die den Schnaps holte und den Speck in Scheiben schnitt und uns hinstellte und während dieser Zeit nichts sagte, sagte jetzt, monoton, ohne den Ansatz einer Emotion, auf einem Atemzug durchredend, so, als hätte sie ihr Leben schon gelebt, dass es jetzt bald

Zeit fürs Abendessen würd. Er hätte jetzt keinen Hunger, sagte der Mann gereizt. Aber die Buben, sagte die Frau. Der Mann schlug mit seiner Faust auf den Tisch, dass die Gläser leicht hüpften und klirrten. Verdien ich das Geld oder du!, schrie er. Ich stand auf. Diesmal reichte die vom Wein und Schnaps geschwächte Kraft des Mannes nicht aus, mich zurückzuhalten. Ich gab der Frau die Hand und bedankte mich für den Wein und den Speck und den Schnaps. Dem Mann rief ich im Gehen zu, dass man sich sicherlich bald wiedersehen werde.

Im Garten werkten noch immer die beiden Buben. Als ich aus dem Hause trat und ihnen so was wie ein Servus zuwarf, sahen sie mich nur kurz an, richteten dann aber verschämt die Augen zu Boden, so, als hätt ich sie je geschlagen. Wie kleine Hunde, musste ich denken, als ich das Gartentor hinter mir zuzog und den Weg heimwärts, zum Haus der Eltern ging. Man ist stolz auf sie, auf ihre Tolpatschigkeit, ihr kindliches Gehabe, aber schon in ihrer Kleinheit, ihrer Winzigkeit, werden sie getreten, werden sie zurechtgebogen auf ihre spätere Funktion als wachsame Hofhunde, die ihren Herrn beschützen, der sie dann weiter tritt und schlägt und dem sie mit treuem Blick und voller Dankbarkeit die Peitsche lecken. Und sie sind zufrieden, wenn sie nur ihren Knochen hingeworfen bekommen. Und der Hund, der seinen Knochen, sein Stück Fleisch zuerst vorgeworfen bekommt, der beschützt ihn am besten, den Herrn. Und wo ihn der Herr hinstellt, den Hund, dort bleibt er stehen. Und wenn der Herr ihm ins Gesicht schlägt, dann möchte er nur eine dicke Haut haben, der Hund. Und wenn der Herr ihm hundertmal das Maul in den Dreck stößt, dann spuckt er hundertmal geduldig das Blut wieder aus. Wie oft wohl der Moosbrugger Wolfgang – Wolfgang, der Name passt – wie oft er wohl schon seine Kinder und seine Frau geschlagen haben mag, dachte ich. Täglich? Wöchentlich? Oder nie? Und wenn: mit seinen Händen? Mit Worten nur, mit Gedanken? Und ich stellte mir vor, wie seine Frau abends im Bett liegt, ihr Leben schon hinter sich und wie der Moosbrugger sich auf sie legt, vom vielen Schnaps sich als ganzer Kerl fühlend und sie missbraucht wie ein Stück Vieh und wie er seine Manneskräfte reingießt, zwischen die trockenen, wunden Schamlippen, wie in einen Spucknapf, einen Spermanapf. Und während der Sonne langsam die Kraft ausging und vom Ried her die erste

Dunkelheit übers Dorf zog und hinter den Fenstern und den Vorhängen der Häuser am Weg zum Elternhaus die Lichter aufgedreht wurden, blickte ich in Gedanken hinter diese Fenster und Vorhänge und sah Männer, die in ihrem unausgesprochenen Hass den Frauen Zaunpfähle in die Gebärmutter trieben und Frauen, die diese Marter geduldig ertrugen, denen kein Schrei und kein Stöhnen mehr über die Lippen kam und schon lange mehr kein „Nein“. Und ich sah Kinder, die dem gleichgültig zusahen, durch Jahre daran gewöhnt und die keine Träne mehr zu weinen fähig waren. Und ich sah sie zusammengepfercht, die Männer, die Frauen und Kinder, in ihren Stuben, in denen ein Kinderwagen steht, der zur Hausbar wurde, in denen ein Tiergeweih die Wand schmückt und ein Fischernetz die Decke, in denen das Wagenrad zur Leuchte umfunktioniert wurde und in denen der Fernsehapparat steht, der ihnen allabendlich sagt, wie gut sie sind, weil die Welt draußen so schlecht ist. Und ich sah sie Stiefel anziehen, die Älteren wie die Jüngeren, schwarze Stiefel und schwarze Hemden und Hosen und rausziehen, voller Hass, in die Welt, dieser Kultur beizubringen und diese in Scherben zu schlagen.

Meine Füße gingen ihren Weg und meine Hand trug den Koffer, heimwärts, dreißig Jahre zurück. Nur mein Kopf war da und dort, wo heute Menschen sich quälen und martern und gegenseitig sich das bisschen Leben aus den Lungen pressen und doch so tun, als wär der Garten und das Häuschen und die Frau und die Kinder alles, was sie zu ihrem Glück benötigen und die schon gar nicht mehr merken, dass sie nurmehr schlagen und beißen und treten und geschlagen und gebissen und getreten werden.

Von weitem schon sah ich die Strumpffabrik, das Lebenswerk vier Generationen von Schindlers, jenen Betrieb, der über Jahrzehnte das Wohlergehen des Dorfes bestimmte, wie das der Lehrer, der Pfarrer, der Bürgermeister und wer sonst noch was im Dorf zu sagen hatte, sagte. Und das Unwohlergehen vieler Dorfbewohner, hörte ich mich sagen, damals, als ich wiederkam, weil ich zuvor in die Stuben und Schlafzimmer der Häuser blickte, die auf dem Weg zur Strumpffabrik liegen und in denen viele Arbeiter der Strumpfe leben und ihre Frauen vergewaltigen und ihre Kinder schlagen, weil sie nichts anderes kennen als Schlagen und

Vergewaltigen, etwas, was über Jahre hinaus ihren Leibern angetan wurde, das sie als gottgewollt hinnahmen und nun weitergaben, gottgewollt.

Die Fabrikschlote rauchten, auch damals, an diesem frühen Herbstabend meiner Heimkehr ins Dorf der Väter. Aber der Rauch zog nicht wie gewohnt himmelwärts, sondern schien sich vor den schweren Abendwolken zu ducken, schien über die Häuser zu kriechen, aus einem schlechten Gewissen heraus. „Es wird Regen geben“, pflegte die Großmutter zu sagen, solange sie lebte, wenn der Rauch aus den Schindlerschloten sich quer legte. Es wird wohl Regen geben, dachte ich, als ich wiederkam. Vielleicht auch Sturm. Auch der Rauch aus manchem Garten entlang der Straße, in dem das Herbstlaub zuhauf verbrannt wurde, stieg nicht hoch, sondern schlich dem Grasboden entlang, durch die Zäune hindurch auf die Straße und weiter in Nachbars Garten. Und der Rauch aus den Hausgärten und der Rauch aus den Schloten vermengte sich über den Äckern und Wiesen, den wenigen, die noch da waren an der Straße zum Elternhaus, mit den Herbstnebeln, die vom See her gekrochen kamen oder aus dem von der Sonne und dem langen Sommer erwärmten Erdreich stiegen, zu einem gräulichblauen Bodenmeer, aus dem vereinzelt Bäume, beinah blattlos, wie Vogelscheuchen herausragten. Die Blätter, die wenigen, ohne Saft und völlig kraftlos, ließen mit sich geschehen, was das bisschen Wind antat ihnen. Geknickt trieben sie leicht und fielen zu Boden. Aus. Nicht die Spur einer Gegenwehr war mehr da, die im Frühjahr und Sommer den Stürmen und Regengüssen, den mächtigen Gewittern und Hagelschlägen trotzte. Nurmehr das wehrlose Warten auf das endgültige Aus, das Ende, den Tod.

Ausgehungert und entkräftet lag sie da, damals, die Großmutter, aber sie starb nicht. Vier Wochen kämpfte sie an und trotzte, obwohl sie ihre Glieder nicht mehr vom Bett heben und ihr Atem keinen Laut mehr formen konnte. Meine Gedanken hingen an mir wie Blei und doch gingen meine Füße den Weg, den lange nicht gegangenen, leicht. Sie drehten sich nicht nur um die Großmutter, meine Kopffläufe, um das lange Sterben vor Jahrzehnten, auch um die scheinbar Lebenden heute, um die Frau, die mir vielleicht ein, zwei Stunden zuvor Speck in Scheiben schnitt und Wein einschenkte und doch schon gestorben war, kein Blut

mehr in ihrem Leibe fließen hatte und keine Hoffnung mehr. Die Blätter wehren sich nicht, weil sie wohl wissen, dass es ihre Zeit ist, die Zeit des Gehens, dass sie aber wiederkommen werden, bald schon. Und frisch gestärkt. Das Gras legt sich nieder, wenn der Sturm kommt, aber es richtet sich wieder auf. Der Igel weicht ihm aus, dem Winter, dem Todbringenden, überlistet ihn mit viel Schlaf und vollem Bauch und erhebt sich wieder, jedes Frühjahr von neuem, mit den ersten Sonnenstrahlen. Nur die Frau, der Mann, die Kinder sterben vor ihrem Tod ihren langsamen und langen Tod, der nicht nur die Haut blässt, auch das Denken, die Hoffnung und Freude und der das Sterben voller Kampf von früher, das Verfluchen des kahlen Hundes, zu einem matten Hinlegen, zu einer Erlösung fast verkommen lässt. Und der Kirchgang hält ihre Herzen in Demut über all diese Jahre des Dahinsiechens. „Wo Glaube, da Liebe; wo Liebe, da Segen; wo Segen, da Gott; wo Gott, keine Not!“. Und der Gekreuzigte, das Bild ihrer eigenen Hilflosigkeit, das sie anbeten anstatt sich selbst zu helfen, hält sie am bisschen Leben, das keines ist. Und Gebete und Segnungen bleiben ihre einzige Hoffnung, auf dass ihnen einst das Paradies zuteil werde, in dem sie erst hoffen auf jenes Leben, das ihnen Jahrzehnte versagt blieb. Und selbst in ihre Gebete beziehen sie noch mit ein ihre Peiniger. Jämmerlich, dieses gottbestimmte, gottverdammte Dasein.

Die Holzverschläge der Strumpffabrik, in die einstens nachts über die Fremdarbeiter aus den Ostgebieten des Großreiches gepfercht waren, wurden noch niedergerissen, eh die Franzosen ins Dorf kamen. Als ich wiederkam ins Dorf, nach dreißig Jahren, stand da, wo einst hinter Stacheldraht Menschen an Auszehrung zugrunde gingen und dann jahrelang nicht stand, ein großes Haus mit geraden, glatten Wänden und vielen Fenstern. Eine Schachtel mit Löchern, ohne Schnörkel. Ich hörte Stimmen, Frauenstimmen, meinem Ohr und meinem Kopfe ungewohnt und unverständlich. Serbisch, vielleicht, oder slowenisch oder türkisch. Erst tags später erklärte mir der Vater, von mir darauf angesprochen, dass dieses Haus das neue Schindlersche Mädchenheim sei, erbaut vor siebzehn Jahren, als die Schindlers und die anderen Stoff- und Tuch- und Stickereifamilien des Landes noch an ihre nie endende Zukunft glaubten. Die unverständlichen

Laute der Frauen vermischt sich mit Liedern, konservierten, die für mein Ohr ebenso unverständlich klangen wie die Worte, die gesprochenen. In manchen Fenstern des Hauses sah ich die Umrisse von Frauengestalten, deren Gesichter ich aber nicht erblickte, weil sie das Licht des Zimmers in ihren Rücken hatten. Trotz der Kühle des nicht mehr ganz jungen Herbstabends und der trostlosen Nebel, standen auch vor den Haustoren Frauen mit Kofferradios und Mädchen noch, oder saßen auf den Mauerfundamenten des Maschenzaunes. Dazwischen vereinzelt Männer, dunkelhäutig wie die Frauen, die mit diesen scherzten, anscheinend und lachten in der mir unverständlichen Sprache. Sie schwiegen einen Moment, die Frauen und Männer, als ich näher kam, aber sie drehten ihre Köpfe nicht weg, wie die Bewohner draußen, auf den Balkonen am Römerweg, sondern sahen mich an, klar und fest. „Nix gut, schwere Koffer“ und „Nix gut Wetter“, lachten sie und ich lachte zurück und stellte den Koffer auf die Straße und warf meine Arme weg und ließ meine Zunge aus dem Mund hängen und schnaufte einige Male übertrieben tief und sagte: „Nicht gut für einen alten Mann“. „Nix alter Mann“, lachten sie nun noch herzlicher und einer der Männer trat näher und hob den nun wirklich nicht schweren Koffer und schwang ihn in seiner Hand und tanzte damit auf der Straße und sang dazu und ein anderer Mann reichte mir die Flasche, die er in seinen Händen hielt und ein dritter zeigte auf sein Moped und bot sich an, mich hinzuführen, wohin ich müsse. Wir redeten in einer Sprache, die nicht die ihrige war, aber wir verstanden uns in vielem: die Fremden, in ihrer neuen Heimat für kurze Zeit, die wohl nie zu ihrer Heimat ihnen wurde; ich, der ich heimkehrte aus der fremde für einige Zeit und neugierig war darauf, was mir meine Heimat zu sagen hatte wohl. Und ich durfte gehen, die kurze Strecke ohne Moped, erst nachdem ich versprochen hatte zu kommen am Sonntag, dem folgenden, wieder, zu einem Fest, das sie feiern wollten in einem Haus, das sie mir beschrieben und das sich als jenes alte Böhlerhaus herausstellte, in dem vor Jahrzehnten mal das Gemeindeamt untergebracht war und das neunzehnvierunddreißig für eine Nacht von den illegalen Nazis des Dorfes, von meinem Onkel, dem Greußing Naz und ihren Leuten, besetzt war.

Im Pförtnerhäuschen am Eingangstor zur Strumpffabrik saß ein älterer Mann in einer blaugrauen Uniform über eine Zeitung gebeugt. Der mächtige Schädel, die Form der Nase und des Mundes sagten mir, dass der Mann Ploner hieß und Ernst mit Rufnamen und einst ein Nachbarbub war, sechs Jahre vielleicht älter als ich, den ich mehr als dreißig Jahre nicht mehr gesehen hab, der mich in meiner Kinderzeit oft mitnahm zum Sportplatz, an Vaterstelle, zu den Fußballspielen der Dorfmannschaft. Ich klopfte an die Glaswand. Der Mann dahinter fuhr hoch. Er schlug die Zeitung zusammen, in der er las, griff an seine Krawatte, die er sich mit einer Bewegung fester knüpfte als sie ohnehin schon war und an seine Mütze, die er sich eine Spur tiefer ins Gesicht zog. Er öffnete ein Fenster im Glas und fragte mich devot, zu wem ich denn gerne möchte. Trotz der abendlichen Stunde und meiner Aufmachung, die sicherlich alles andere als vertreterhaft war, legte er eine Autoritätshörigkeit an den Tag, der Mann, den ich vor Jahrzehnten als älteren, fast väterlichen Freund sah, die mich verwunderte. Spaßeshalber griff ich in die Innentasche meines Jacketts und zog raus, was ich fand. Ich hielt dem Mann das kleine Etui, das meinen Führerschein und die Autopapiere beinhaltete und wahrscheinlich noch dies und jenes, ungeöffnet unter die Nase, ehe ich es gleich darauf wieder einsteckte, das Etui und sagte: „Wirtschaftspolizei. Geheime Steuerfahndung. Öffnen sie mir sofort alle Türen“. Ich spürte und sah es auch, wie es in dem Manne hinter der Glaswand arbeitete, wie er überlegte, was tun, wie er nach Luft schnappte und nach einer Antwort suchte. Ich lachte. „He, Ernstl, kennst mich denn nicht? Schiedsrichter, du Sau. Eini nach Dachau!“. Als ich merkte, was ich sagte, war es vorbei mit meinem Lachen. Dafür lachte jetzt, stockend zuerst, aber allmählich mehr werdend und in einer Lachorgie beinahe endend, der Mann, der Ploner Ernst hieß, mein Freund sich nannte vor vielen Jahren, eben aber zitterte vor mir. „Du“, sagte er und „Mensch“ und „Himmel“ und dass mich wohl das Leben mit Glück, mit Schwein, wie er es nannte, gesegnet hätte. Und er entschuldigte, dass er mich nicht reinbitten dürfe, in seine Portierloge und diese auch nicht verlassen und raus, zu mir kommen dürfe, weil dies verboten sei, weil dies gegen die Vorschriften verstoßen würde und dass er doch nur mehr einige Jahre zu seiner Pensionierung benötige und da nichts mehr riskieren wolle.

Die Worte über die gemeinsamen Besuche von Fußballspielen waren rasch hingesagt und mir wurde kalt. Ich spürte die Feuchtigkeit des Nebels, die durch die leichte Hose drang und sich allmählich an meinen Schenkeln festlegte. Nicht nur die trennende Glaswand mit der kleinen Öffnung, durch die wir die nichtssagenden Worte sprachen, mit denen wir gegenseitig versuchten etwas wiederherzustellen, was den Gefühlen nach einmal da war, verkürzte die vermeintliche alte Freundschaft auf ein Nicht, auf zwei sich zufällig Begegnende, auf einen Mann hinter und einen Mann vor einer Glaswand. Vielmehr waren es die mehr als dreißig Jahre, in denen jeder von uns, völlig unabhängig voneinander, seine eigene Entwicklung nahm. Während ich die Kälte wahrnahm, intensiver und gegenwärtiger als die wenigen Worte über das längst Hinterunsliegende, Banale, von einem Fuß auf den anderen steigend, ab und zu den warmen Atem in meine Hände blasend und wohl auch sagend, um was zu sagen, dass es kalt sei heute, holte der Mann hinter der Glaswand sein Jausenpaket aus einer Schublade, öffnete fein säuberlich das Papier, das ihm in der Folge als Unterlage diente und legte den Schübling, die Semmel und den Apfel auf den Platz, der den Essenssachen wohl allabendlich zugewiesen ward. Dann nahm der Mann das Messer, das er in seiner Hosentasche trug, klappte die Schneide auf und häutete damit die Knackwurst, eh er sie in vier gleich große, mundgerechte Teile schnitt. Dann nahm er den Apfel, und schälte und vierteilte diesen und befreite ihn vom Kerngehäuse. Er klappte das Messer wieder zu und steckte es zurück in die Hosentasche. Die Schalenteile des Apfels und die Wursthaut warf er neben sich, wahrscheinlich in einen Papierkorb oder Abfallkübel. Die Semmel riss er in Stücke, die er neben die Wurstteile legte. Er rückte den Stuhl, auf dem er saß, noch näher an den Tisch heran, legte seine Unterarme neben das ausgebreitete Papier mit den Essenssachen und sagte, dass es noch ein langer Abend werde, bis elf. Dann stopfte er abwechselnd ein Stück Wurst und zwei Teile Brot in seinen Mund. „Mahlzeit“, sagte ich und dass es jetzt Zeit für mich würde. Ob wir uns am Sonntag beim Fußballspiel sehen würden, fragte er noch. „Vielleicht“, lächelte ich und ging. Und ich wusste, dass wir uns am Sonntag beim Fußballspiel sicher nicht sehen würden. Und das nicht nur, weil ich den fremden Männern und Frauen zuvor versprochen hatte, am Sonntag zu ihrem Fest zu kommen.

Die Kälte ließ mich schneller gehen als gewohnt. Auch die Nähe des Hauses, in dem ich groß wurde, trieb mich. Kinder auf Fahrrädern kamen an mir vorbei. Von ihren Spielen, vielleicht vom See kommend, fuhren sie heimwärts wohl. Im Licht der Straßenbeleuchtung versuchte ich ihre Gesichter zu sehen, bemühte mich sie einzuordnen auf Grund ihres Aussehens, ihrer Gesichtszüge, ihrer Haltungen. Ich suchte an ihnen ihre Väter, ihre Großväter. Aber ich erkannte keinen ehemaligen Mitschüler, kein Gesicht aus dem Dorf von damals. Nur ihre Sprache war die Sprache des Dorfes, dieselbe, die auch vor dreißig, vierzig Jahren gesprochen wurde. Und doch nicht dieselbe, denn die Sprache von damals wurde im Dorf von damals gesprochen. Und das Dorf damals war nicht das Dorf, das ich vorfand, als ich wiederkam. Die Laute blieben gleich, der Sprachduktus, die breitgezogenen, schlampig klingenden Vokale. Aber die Sprache damals war geprägt durch Entbehrung, durch Mangel, durch das Wenige, das da war. Gesprochen wurde, was notwendig war. Man sparte seinen Atem. Und man sparte an Worten, weil man sie nicht kannte. Und weil das Sein kaum Überraschungen, nichts Neues bot. Dagegen die Buben auf ihren Fahrrädern, die in den elterlichen Stuben sicherlich die neuesten Fernsehgeräte stehen hatten, die sie tagtäglich mit neuen Wortschöpfungen, mit Entdeckungen und Erfindungen, die gestern erst in irgendeinem Winkel der Welt gemacht wurden, konfrontierten, die vielleicht sogar ihren eignen Kleincomputer im Zimmer stehen hatten.

Wie sich die Zeiten ändern. Blödsinn! Die Zeiten! Die machen Frühling, Sommer, Herbst und Winter. Blumen machen sie, die Zeiten. Und Regen und Wind und Nebel. Ja, Nebel. Herbstnebel, düstere. Aber dann ist es schon ziemlich vorbei mit ihren Künsten. Wie sich die Zeiten ändern. Unsinn! Die Menschen ändern die Zeiten. An den Menschen liegt es, nicht an den Zeiten. Oder haben die Zeiten die Straßen asphaltiert, haben sie die Häuser gebaut und die Autos, die vor diesen stehen? Sind des die Zeiten, die Fabriken hinstellen und Sümpfe trocken legen? Wie sich die Zeiten ändern, dachte ich, ohne zu denken. Alt werd ich. Alt und dumm. Ich denke schon wie die Weiber, damals im Dorf, die in die Kirche rannten, um ein bisschen Unterhaltung zu haben und die damals schon raunzten: „Mein Gott, wie sich die Zeiten ändern“. Nur weil während der Messe vielleicht

einem von uns jungen Kirchgängern lauthals ein Furz entfuhr. Oder weil der Pfarrer eben die neueste Wunderwaffe für den endgültigen Sieg lobte, pries und segnete. „Mein Gott, wie sich die Zeiten ändern“. Was würde wohl die Frau sagen, die ich liebe, wenn sie jetzt meine Gedanken erraten könnte? Nie in ihrer Gegenwart wäre mir eingefallen zu sagen, dass sich die Zeiten ändern. Lag es am Dorf, das mich schon nach Stunden eingeholt hatte, auf dem Weg von der Bahnstation zum Elternhaus? Am Nebel, der nicht nur die Wiesen, auch mein Denken belegte? Oder war es mein plötzliches Alleinsein, Ohnesiensein, das Zurückgeworfenwerden in eine Zeit, die ich längst hinter mir glaubte und die mit der Naivität und Unverdorbenheit meines kindlichen Heranwachsens zu tun hatte?

Wäre ich ohne sie ich, wäre sie ohne mich sie? Bin ich ein Teil nur von ihr, sie einer von mir? Oder sind wir das, was wir sind, sie und ich, eben weil wir so sind? Weil wir uns entblößten voreinander, ständig, ohne Ängste und Lügen, nie benutzend den anderen und doch benutzend ihn? Ich liebe dich, schrie es in mir. Und: was sind schon die paar hundert Kilometer. Ich liebe dich, dich und nicht das Dorf. Ich soll nicht banal werden, sprach der Kopf zum Herzen. Ich sei ein alter Mann. Fünfzehn Jahr und mehr kennt ihr euch, sprach der Kopf. Und liebt ihr euch. Und immer noch sagst du: ich liebe dich. Ich lieb sie wirklich. Wieder lachte der Kopf. Wohl weil's verlogen klingt und heuchlerisch, weil abgedroschen, millionenfach benutzt und millionenmal eine Lüge. Aber sie und ich! Scharren würd ich sie aus jedem Grab und ihre Knochen nehmen und ihren Schädel und erkennen ihr Fleisch und ihr Gesicht. Der Unumkehrbarkeit der Zeit würd ich pressen, für uns, die eiserne Gurgel. Die Pest könnt nicht verhindern, sie zu pflegen, unsere Liebe, die an mir hängt wie bunte Ballons, die mich tragen. Erst jetzt merkte ich, dass es leicht zu regnen begonnen hatte. Eigenartig. Mein Denken war dort, wo ich Zuhause war und doch trugen die Füße heimwärts mich.

Das Haus stand da, wie ich es kannte. Unscheinbar, wie alle Häuser damals, mit Ausnahmen, wenigen. Die buckeligen Pflastersteine, die noch immer den Weg von der Straße zum Haustor und nach hinten, wo einstens der Stall war, beschrieben und die seit Generationen wohl schon die Funktion hatten, bei Nässe und Regen ein Versinken von Mensch und Tier und Wagen im Morast zu

verhindern. Ob sie auch meine Fußabdrücke aufbewahrten, die Pflastersteine? Oder ob der Regen sie tausendfach schon verwischt, die Sommerhitze sie ausgebrannt hatte, meine Spuren? Die Stare, musste ich denken, wie sie zogen und verschwunden waren und nichts hinterließen, nichts. Die Steinstufe vor dem Haustor, durch unzähliges Getretenwerden abgenutzt, ließ in mir eine dumme Befriedigung aufkommen. Da warst auch du beteiligt, dachte ich, als ich unter meinen Schuhen die Ausbuchtungen im Sandstein fühlte, die den einst eckigen, klarförmigen Stein rund und weich machten.

Das Haustor war verschlossen. Und der Regen wurde stärker. Von der baumlosen Wiese auf der anderen Straßenseite wehte der Wind kräftiger als zuvor auf der Straße, wo die Häuser links und rechts ihm viel von seiner Kraft und Kälte nahmen. Ich weiß nicht warum, aber einen Augenblick überlegte ich mir, wegzugehen. Keine wirkliche Überlegung, kein bewusstes Denken, mehr ein Gefühl war's, ein unkontrollierbares. Aber ich ging nicht. Natürlich nicht. Ich ging nur die paar Schritte zurück zur Straße und suchte in der Dunkelheit nach Steinen, kleinen, am Boden. Hinterm Fenster, wo ich die elterliche Stube wusste, brannte Licht. Ich warf eine Handvoll der kleinen Steine hoch und hörte, wie manche gegen die Scheiben und manche gegen die Fensterbalken, die geöffneten, schlugen und dann auf die Pflastersteine fielen. Ein Mensch schob die Vorhänge hinterm Fenster zur Seite und drückte sein Gesicht ans Glas. Die Mutter wirkte durch das Licht in ihrem Rücken und die Dunkelheit vor ihr, von der sich ihr Oberkörper wie der eines Schattenspielers abhob, hart und fremd. Obwohl ich nicht wusste, ob sie mich sehen konnte, hob ich einen Arm und winkte ihr zu. Und ich fühlte mich dabei wie in den Träumen, den stummen, in denen ich schrie, den Mund offen, vom Schrei gesprengt und in denen mir doch kein Laut über die Lippen kam, in denen alles ruhig blieb, die Menschen mundlose Gesichter hatten, nur Augen, große, schreiende.

Das Gesicht der Mutter verschwand. Ich aber stand immer noch da, einen Moment, mit erhobenem Arm, in der stummen Dunkelheit des Regens und träumte Träume, vergangene. Im Stiegenhaus wurde es hell. Die Mutter sperrte das Haustor auf. Wieder stand sie da, die Helligkeit im Rücken, dunkel. Ich stellte

den Koffer in den Hausgang und legte meinen Arm um die Schultern der Frau neben mir und meine Lippen auf ihre Wangen. Die Haut der Mutter war kalt, ihre Schultern hochgezogen und steif. „Grüß dich Gott“ und „bist endlich da“, sagte sie, während sie die Tür wieder versperrte. Sie ging voran, die Stufen hoch und tat sich schwer. Mit beiden Händen hielt sie sich am Stieгельänder und zog ihre Füße mehr hinter sich nach, als dass sie sie hob. Oben, nach der letzten Stufe, blieb sie stehen, drei, vier flache Atemzüge lang, eh sie weiterging, die Schritte zur Stube.

Der Vater saß, breit und behäbig, dicker als ich ihn zuletzt sah, in einem tiefen Polstersessel. Sein Gesicht war nach vor gerichtet, zum Fernseher, der laut lief. Erst als ich neben ihm stand, merkte ich, dass er schlief, der Vater. Er wachte auf, als ich ihm meine Hand auf den Rücken legte. Er versuchte, sich mit seinen Händen den Schlaf aus Augen und Gesicht zu reiben, gähnte dabei, sprach unverständlich einige Laute, ehe er sich erhob, den Fernsehapparat abdrehte und mich fragte, wann ich gekommen sei.

Wir setzten uns in die Küche, der Vater, die Mutter und ich. Und wir setzten uns wie selbstverständlich auf jene Plätze, die jedem von uns für sein ganzes Leben zugedacht waren, schien es. Ich saß da, auf dem Platz, auf dem ich schon als Kind und dann als Bub und als junger Mann saß. Und der Vater saß da, wo ich ihn immer sitzen sah, solange ich Zuhause war. Und die Mutter auch. Nur älter waren sie geworden, die beiden. Anders saßen sie da, an dem Abend meiner Wiederkehr, als damals, vor dreißig, vierzig Jahren. Gekrümmter und stiller noch, als ich sie in Erinnerung hatte. Und leerer war die Küche, deswegen vielleicht auch stiller schienen mir die Eltern, ohne den Bruder, ohne die Schwester.

Ob ich vielleicht ein Bier möchte und was zu essen, Landjäger hätte sie da, fragte die Mutter. Sie schenkte uns die Gläser voll, mir und dem Vater, ging in die Kammer, aus der sie wiederkam, mit Würsten in der Hand, die sie auf ein Holzbrett legte, das sie mir hinstellte. Und ein Messer und Senf und Brot. Prost, sagte ich und dann saß ich schweigend und sie sahen mir zu, schweigend. Und lange dauerte es, bis der Vater sagte, dass ich lange nicht mehr dagewesen sei.

Landjäger sind harte Würste, vierkantig und etwa fingerdick. Lange müssen sie hängen und alt müssen sie werden, damit sie die richtige Härte kriegen. Und schwer nur lassen sie sich schneiden und gut müssen die Zähne sein, die reinbeißen in diese alten Würste. Und auch dann hinterlassen sie noch ihre Spuren, diese zähen Hunde, wie man sie in den Dörfern draußen manchmal nennt, weil sich die trockenen Fleischesteile zwischen den Zähnen festsetzen und schwer nur entfernen lassen. Fast siebzig war die Mutter nun, ein paar Jahr älter der Vater. Aber ans Sterben, schien's, dachten sie noch lange nicht. Wenn die Luft auch dünner würd und schwerer für sie zu fassen, ein paar Jahr würden's schon noch machen, sagte die Mutter, als ich fragte, um die Stille zu brechen, wie es denn immer so ginge. Warum dann aber die Schwere, das Schweigen? Weil sie sich alles schon gesagt hätten, sie und der Vater. Und weil man sparen muss, grad im Alter, mit seinen Kräften. Vier Mal schlug die Küchenuhr während wir saßen und wenig sprachen. Und die Stunden- und Halbstundenschläge schienen mir an diesem Abend meiner Rückkehr ins Dorf weniger die langen letzten zwei Stunden meines Daheimseins anzuzeigen, vielmehr schienen sie mir das lange Sterben in kurze, kleine Strecken zu teilen.

Der Mann fuhr sich über seinen Kopf und zwischen seinen Fingern waren Haare. Und wieder fuhr er sich über den Kopf und wieder waren Haare zwischen seinen Fingern, büschelweise. Der Mann fuhr sich mit seinen Händen über seinen Kopf, so lange, bis der Schädel völlig kahl war. Dann griff der Mann in seinen Mund und als er die Hand zurück zog und die Faust öffnete, lagen darin seine Zähne, einzeln, wie die kleinen Knöpfe von Hemden. Und er strich mit seinen Händen über seinen Körper und seine Haut legte sich in Falten, in tausende von Falten, überall. Und als er mich ansah, der Mann, erloschen seine Augen. Und als er den Mund öffnete, den zahnlosen, weit öffnete, kroch aus diesem Gewürm und anderes Getier, unaufhörlich. Ich lief und warf, toll vor Verzweiflung und zerschunden, meinen Leib in die Gassen und schrie. Aber der Himmel schwieg, das Universum ruhte und bald schon holte sie mich ein, die Schwindsucht und zerfraß meinen wehrlosen Körper, langsam und mit Genuss. Und die Wolken, die grauen, in die ich blickte, waren überzogen mit Schlachthofabfällen und dem Blut

von Geköpften, das runtertropfte auf meine Stirn und diese färbte, grün. Und vom Kirchturm fielen dazu die nackten, kahlen Stunden und sprachen: es ist Zeit, es ist Zeit, es ist Zeit.

Finster war es im Zimmer, als ich aufwachte. Mein Körper war nass. Ich fieberte. Heftig müssen die Träume gewesen sein, in dieser ersten Nacht daheim, aber alleine, seit langem. Ich ging in die Küche, Wasser trinken, um den Geschmack in meinem Rachen, diesen klebrig-bitteren, loszuwerden. Die Mutter stand am Herd und werkte. Ihr Haar, noch nicht frisiert, war im Nacken zusammen gebunden und fiel grau und spröde über ihren Rücken. Sie trug einen langen, abgetragenen Morgenmantel, aus dem der dürre Hals und die dünnen Arme wie Äste, kahle, rausragten. Durch das nach hinten gebundene Haar wirkte ihr Gesicht noch härter als am Vortag. Warum sie denn auf sei, jetzt schon, wo es noch nicht mal sechs Uhr sei, fragte ich sie. Schlaf sei was für Junge. Wenn man alt sei, dann würd die Nacht immer mehr zum Tag. Und die Tag, die man noch hätt, die würden immer länger und dadurch würd die Zeit breit und lang bis zum Sterben, sagte die Mutter. Ich trat hinter sie und wollte sie umarmen, meine Mutter, so wie ich sie in meinen Vorstellungen immer wieder mal umarmte, die letzten dreißig Jahre. Aber ihr Rücken wehrte sich, kaum spürbar und sie redete vom Kaffee, den sie fertig machen müsse, weil der Vater gleich käme. Ich ging ins Bad und wusch mich. Die Hitze der Träume und die Kälte der Mutter wirkten. Mein Körper schmerzte. Der Kopf besonders.

Beim Frühstück war sie wieder da, die Stille des Vorabends. Die Antworten auf meine Fragen kamen knapp, ohne Freude am Erzählen. Der Vater las in der Zeitung und griff blind zu seiner Tasse und dem Teller mit dem Butterbrot, von dem er regelmäßig abbiss, sein Blick stets auf das Geschriebene gerichtet. Die Mutter saß daneben und schnitt ihr Brot in kleine Teile, die sie sich einzeln in den Mund stopfte. Sie hatte ihre Brille aufgesetzt, die sich mit ihrem Kauen im Gesicht auf und ab bewegte, um aus der Zeitung des Vaters ein klein wenig abzweigen zu können für sich. Draußen dämmerte der Morgen. Noch immer regnete es. Durch das Fenster sah ich vereinzelt Menschen, dunkle Gestalten in

Regenmäntel gehüllt oder mit Schirmen, unter denen sie sich zusammen krümmten, rasch die Straße entlang gehen, Richtung Fabrik.

Die Todesanzeigen las der Vater laut, weil sie auch für die Mutter wichtig waren, das Wichtigste vielleicht, was ihr die Landzeitung zu sagen hatte. Zuerst nannte er den Namen der Verstorbenen, der Vater, dann das Dorf, den Beruf und das Alter. Und „mein Gott, so jung noch“ und „alt ist die worden“ und „ob der Birnbaumer wohl verwandt ist mit den Birnbaumers aus unserem Dorf“, lauteten die Kommentare der Mutter. Dann war es wieder still. Nur das Aufsetzen der Tassen auf die Untertassen war zu hören, das Umblättern der Zeitung, das stille Kauen.

Als die Mutter aufstand und Anstalten traf, den Tisch abzuräumen, kam ich ihr zuvor. Ich wüßt ja nicht, wo das Geschirr und die Sachen hinkämen, sprach sie mit einem starren Lächeln und setzte sich nicht mehr nieder, worum ich sie gebeten hatte. Ich wusch, sie trocknete ab und räumte die Dinge weg. Dabei versuchte ich von der Frau zu erzählen, die ich liebe und die sie nicht kannten. Aber sie taten, der Vater und die Mutter, als würden sie sie zur Genüge kennen, meine Liebe. Und obwohl sie nichts sagten, die Eltern, fühlte ich sie sagen, dass sie halt eine aus einer fremden Stadt sei und so wie ich jetzt wohl, die Frau, mit der ich lebe.

Die wenigen Tassen und Teller, die Kanne und der Milchtopf waren rasch gesäubert und verstaut an ihren Plätzen. Sie ging jetzt die Betten machen, sagte die Mutter und ließ mich allein mit dem Vater. „Weißt“, sagte er, als ich ihm gegenüber am Tisch saß, „weiß“, und dabei zog er den Tabakbeutel aus seiner Hosentasche, stellte ihn auf den Tisch und öffnete ihn, griff mit seinen Fingern rein, in den Beutel und stopfte die Pfeife mit dem feingeschnittenen Tabak, den er daraus hervorholte, „es ist lange her, dass wir miteinander geredet haben. Und wenn man jahrelang fast stumm war, dann fällt's Reden schwer“. Er zündete sich ein Streichholz an, das er über den Pfeifenkopf hielt und zog einige Male tief die Luft überm brennenden Streichholz durch die Pfeife hindurch in seinen Mund. Dann, als Rauch aus seinem Mund kam und es in der Pfeife leicht glühte, schwenkte der Vater das Streichholz in der Luft, bis dieses erlosch. Und dann erzählte der Vater, dass da nicht mehr viel sei, von dem, was mal war. Dass die

alte Scheibertant tot und der Beppo weg vom Dorf sei, draußen, im Deutschen. Und dass sie allein seien, er und die Mutter, seit wir Kinder alle aus dem Haus gingen. Dass es aber trotzdem auszuhalten sei, mit dem Stück Garten, das sie bepflanzten und den Obstbäumen, die er noch hätt. Und dass es nur das Reden sei, das sie verlernt hätten, er und die Mutter. Weil es halt schwer sei, mit den Bohnen und dem Rettich und den Zwetschken sich zu unterhalten. Dann stand er auf, der Vater und sagte „komm“. Und trotz des Regens musste ich ihm folgen hinters Haus, wo der Garten war und die Wiese mit den Obstbäumen. Und obwohl der Garten schon beinah leer und das Obst gepflückt war, sagte er „schau“ und zeigte mit seiner Pfeife aus das Stück Land, das seit seiner Pensionierung seine einzige Beschäftigung war.

Als am Nachmittag der Regen nachließ, drängte ich die Eltern, mit mir zu gehen, den Weg runter zum See. Die Mutter schlug, aber ohne Kraft und wieder war da ihr starres Alterslächeln, die Hände vor ihrem Unterleib ineinander und sagte „Bub, Bub“. Einen so weiten Weg würden ihre Füße nicht mehr machen. Und dass sie zur Messe nurmehr ging, wenn der Peter, mein Bruder, sie runter zur Kirche führ, mit dem Auto, sagte sie stolz und gab mir tollpatschig zu verstehen, sie mein damit, dass der Bruder es zu was gebracht hätt. „Mutter, in der Stadt, in der ich leb, hab ich auch ein Auto“. Es lachte in mir. Welche Farbe es hätt, das Auto, wollte sie wissen, die Mutter. Grau, sagte ich und jetzt soll sie sich was umhängen und mitkommen. Grau, soso, lächelte sie ungläubig und sie könn doch jetzt nicht weggehen, wo noch so viel zu tun sein, im Haus und draußen, im Garten. Als ich ihr sagte, dass wir das alles am nächsten Tag machen könnten und dass ich ihr dabei helfen würd und der Vater sicher auch, schüttelte sie den Kopf. „Nana. Dass die Leut noch denken, ich sei faul, auf meine alten Tag und hätt nichts z'tun, dass ich am helllichten Nachmittag mich rumtreiben kann“, sagte sie und ging aus der Küche. So sei sie halt, seine Maria, meine Mutter. Könn nicht sein, ohne was zu tun. Und wenn sie fünfmal am Tag den Boden aufwisch oder das Geschirr umräum. Ich soll aber ja nicht meinen, dass sie eine schlechte Frau deswegen, sprach der Vater, während er in seine vom vielen Tragen abgenutzte Jacke schlüpfte und den Hut nahm und auf den Kopf sich setzte.

Ich passte meinen Schritt dem des Vaters an und ging den Weg langsam. Wir schwiegen lange. Trotzdem schien mir der Vater froh, rauszukommen wieder mal, einen Grund zu haben, durchs Dorf zu gehen und Leut zu sehen, vielleicht. Die Straße war nass vom vorangegangenen Regen, der Himmel noch düster und schwer beladen. Trotzdem standen in manchen Hausgärten Frauen in Stiefeln und beugten sich über den Boden und richteten sich wieder auf und beugten sich wieder. Die meisten hatten Kopftücher über ihrem Haar und ich kannte sie nicht. Der Vater griff an seinen Hut und hob ihn leicht von seinem Kopf, jedes Mal wenn er wen sah, sagte aber nichts. Nach den ersten beiden Malen fragte ich den Vater, drei, vier Schritte nach der Zeremonie seines Hutlüftens und des Kopfnickens auf der anderen Seite das Zaunes, wer das gewesen sei, den er eben grüßte. „Kennst nicht. Wohnen erst seit sechs Jahren da“ und „Kennst nicht. Sind vor zwanzig Jahren erst hergezogen“, sagte der Vater, ohne mich dabei anzusehen. Fortan ließ ich die Fragerei.

Ich trug einen leichten, hellen Mantel, der bis über die Knie runter reichte und Gummistiefel, olivegrüne. Den Kragen des Mantels hatte ich hochgestellt und die Hände in den Taschen. Die Luft schien in Tücher gehüllt, in dunkle. Novembergräue. Dunst lag über den Wiesen. Statt zwei Schritte machte ich einen. Dem Kranken gleich, dessen Nerv sich still vom Bette hebt, hörte ich und sah um mich und es drangen Geräusche und Bilder an mein Ohr und Aug, anders als gewohnt. Häuserwände sah ich trotz dem regengeschwängerten Himmel ins Antlitz starren, ins narbige. Wolken sah ich, finster und zerrissen, zurückglotzen hämisch aufs Dorf. „Recht geschieht euch!“. Menschen sah ich, mit kraftlosen Rücken, die Hand mit dem Stecken, der sie einst züchtigte, demütig lecken. Und das Gerede sah ich hinter Fenstern mit Messern umherrasen und zustechen, immerzu. Die Stille, die düstere, wurde nur unterbrochen durch das regelmäßige Schlürfen der Schritte des Vaters, durch ein Motorengeräusch hin und wieder. Die Straße, ohne Zunge zum Reden, zum Schreien, schwieg.

Fast schon drinnen im Dorf, kam uns auf der Straße ein Mann entgegen, auf einen Stock gestützt. Seine Jacke und seine Hose hatten die Farbe des nassen Asphalts der Straße. Sein schwerlicher Gang war langsamer noch als der des Vaters und es

dauerte lange, bis ich sein Gesicht sehen konnte. Es war dunkel, wie seine Kleidung. Und faltig und zerkrummt wie diese. „Heil Guschl!“ rief er dem Vater zu, als er uns schon fast gegenüberstand. Und dann zeigte er auf mich und musterte mich, dabei wanderte sein Blick langsam von meinen Stiefeln bis zu meinem Haar und wieder zurück, aber nicht zu meinen Augen, sondern etwas tiefer, zu meinem Kinn etwa. Sein Gesicht immer noch auf mich gerichtet, den Oberkörper dabei leicht vorgebeugt, fragte er den Vater, wer das denn sei, der feine Herr, den er da spazieren führ. „Kennscht’n numma? D’ Ältäschtl!“ Ob er mich denn nicht mehr kenne, fragte mein Vater. Und dass ich sein Ältester sei. Ich versuchte zu lächeln, aber es gelang mir nicht, weil der Blick des Mannes immer noch starr auf mein Kinn gerichtet war, stechend und kalt. So einer sei ich also geworden, sprach er breit und langsam, ein Städtler, ein feiner. Ein feiner Sohn sei ich, der die Alten allein ließ, wo sie ihn brauchen täten. „Lass, Karle, lass“, sprach der Vater. Jetzt, wo der Vater den Namen nannte, wusste ich, wer er war, der Mann, der mich anstarrte. Der Fessler Karl. Der aus der Strumpfe. Aber der Fessler hörte nicht auf das, worum der Vater ihn gebeten hatte. Immer noch waren seine Augen starr auf mich gerichtet und dass wir alle weggingen, die letzten Jahre, alle, sprach er, seinen Mund dabei kaum öffnend. Wie feige Hunde hätten wir uns aus dem Dorf geschlichen, wir Scheißer. „Und nix Gscheites ist nachkommen. Nur Gsindel. Gsindel. Gsindel“. Dabei löste sich Speichel aus seinem Mund und stand auf seinen Lippen und traf auf meinen Mantel. Ein ordentlicher Dörfler, einer, der Vater und Mutter liebe, der blieb an seinem Fleck, weil er dort, wo er groß würd, finden würd, was er brauch. Alles und immer. Weil alles auf der Welt Bestand hätt, gesicherten Bestand, bellte der Fessler böse und fraß sich mit seinem Blick durch meinen Mantel hindurch, durch Haut und Fleisch an meinen Nerv, der schmerzte. Ich sah mich als Ausgezehrter vor ihm stehen, mehr als vierzig Jahre zurückversetzt, in einem schäbigen Jutesack, der meine Glieder zusammen hielt und wartete darauf, dass er seinen Stock heben und auf mich einschlagen würd. So wie damals auf die Frau, gegen deren Bauch er trat. Aber er stand nur vor mir, der alte Mann, schweigend jetzt und starrte mich an. „Pfüate Gott, Karle“, sagte der Vater, griff nach meinem Arm und führte mich weg. Er sei nicht mehr ganz richtig, der Fessler und lebe jetzt im Armenhaus,

weil's die Tochter von ihm nicht mehr ausgehalten hab mit dem alten Deppen in ihrer Wohnung. Weil er das Wasser nicht mehr halten hab können. Und weil er manchmal mit erhobenem Arm durchs Dorf marschiert sei und unverständliches Zeug geschrieen hab. Und einmal hab er beim Böhlerhaus, wo die Türken wohnen, am helllichten Tag vor der Haustür die Hose runterlassen und einen Haufen hingemacht. Aber bös sei er nicht, der Fessler, sagte der Vater. Nur alt. Und dumm.

Wirr und bleich ging ich den Weg neben dem Vater. Und mit mir mit marschierten schwer die Jahrzehnte und zerrten und zogen an den Strängen in meinem Inneren, die zum Kopfe führen. Dem Wahnsinn spie ich mein Denken ins Gesicht, aber Bäuche, dick und rund wie der volle Mond, gemästet und Leiber schindend, pressten meinen Hals und erstickten mein Denken im Krampfe. Der Vater neben mir ein Krüppel? Oder ein Krüppel ich? Meine Gedanken kreisten, wie das Meerschwein in seinem Käfig im Trommelrad. Gedanken, die Jahre schon den Schlaf zum Fluch mir machten. Was wäre wenn? Zerschmettert lag ich manchmal, das bisschen Leben ausgepufft. Oder ich hing, drei Fuß überm Boden, baumelnd, nichts mehr spürend, mich sehndend nur mehr nach dem heilenden Ende des Todes: aus das Denken. Wie nur hielt er's aus, der Vater? Warum nur ging ich weg? Er der Narr? Oder doch ich? „Leben ist mehr als sein“, fuhr sie mir durchs Haar, als ich lag, tot fast, neben ihr. Fühlen, Spüren, Denken, Wissen, Tun. Sie drückte ihren warmen Leib an meinen. Ich spürte ihre Brüste und ihren Bauch und die Wärme ihrer Schenkel. Und ich wusste, dass ich ihre Brüste und ihren Bauch und ihre Schenkel so, nur so und nicht anders spürte, weil es ihre Brüste und ihr Bauch und ihre Schenkel waren und weil ich es war, geworden durch Jahrzehnte, der dies spürte. „Vater, war es Liebe, zwischen dir und der Mutter?“.

Überraschend kam sie, meine Frage. Er lachte, der Vater. Ob ich ihn nicht was Leichteres fragen könn, auf seine alten Tage. Dann aber: „Doch, doch. Doch, das war's sicher“. Stille. „Und waren es wir, die Kinder, die dich, die euch hinderten, wegzugehen, weg aus dem Dorf?“ Er stand gekrümmt, jetzt doch schwer an der Last des Alters tragend. Und vielleicht auch an der Frage, an meiner. „Nicht ihr. Nein, nein. Eher das Dorf“, sagte er. „Das Dorf und die Jahre. Das

Verwachsensein mit ihm, dem Dorf, durch die Jahre, die langen“. Dann schwieg er, stand aber noch, wie zuvor, krumm da, einen Moment, eh er wieder begann, schwer, einen Fuß vor den anderen zu setzen.

Auf den weitläufigen Wiesen gegenüber dem Greußinghof, dort wo früher nichts stand, nur Gras und Bäume, standen Klötze jetzt, Kästen aus Beton und Glas. Und die Flächen davor und daneben, Grasflächen einst, waren asphaltiert. Grau. Grau wie die Kästen auch, vor denen zwei Lastwagen standen, groß und weiß und auf denen in dicken grünen Buchstaben zu lesen war: Trans-AG. Sechs davon haben's, sagte der Vater. Sechs. Und dass einer davon mehr als eine Million kosten würd. Dabei blieb er stehen, der Vater, blickte zur anderen Straßenseite, wo der große Hof der Greußings war und fragte mich, ohne mich wirklich zu fragen, ob ich mir das vorstellen könn. Der Hof war mächtiger noch, als ich ihn in Erinnerung hatte. Das Gelb und Grün der Mauern und Fensterbalken jung, die Blumenkästen, trotz der späten Jahreszeit, bunt gefüllt, rundherum entfernt, was an Stall und Mist und Kuhgeruch erinnerte, einzig einige optische Nostalgiestücke rückgelassen, wie den ständig rinnenden Brunnen und den mächtigen Trog darunter, aus dem vor wenigen Jahren noch zwanzig Rinder auf einmal sofften oder das hölzerne Jauchefass, das nun, der ganzen Länge nach in der Mitte durchschnitten, als Behälter für exotisches Nadelgehölz diente, glich das Gebäude mehr einer jener riesigen alpenländischen Großpensionen, wie man sie in den hintersten Fremdenverkehrsarten Tirols oder Salzburgs findet, denn dem ehemaligen Greußinghof, wie ich ihn aus meiner Kindheit in Erinnerung hatte. „Vieh haben's wohl keines mehr“, sagte ich und starrte hin zu jener Hofseite, wo einst der Zugang zum Stall war, mit der Holzbank davor, auf der ich den alten Jok sitzen sah, jetzt wieder, die kalte Pfeife im Mund, gekrümmt von den Jahren und der Arbeit. Obwohl ihn der Tod damals fällte und holte, als ich noch da war im Dorf, schien es mir nun, dass er wegmusste, wie seine hölzerne Bank, der Stall und das Vieh, Platz zu machen der Zukunft, die sauber roch, in gelb und grün und viel grau drum herum, klinisch sauber fast, geruchlos. Da wär kein Platz mehr heut für den alten Mann, der so viel verstand vom Leben, von den Menschen, den Viechern und Pflanzen, aber wohl nichts von Lastzügen und Transportgeschäften,

von Beton und Plastik. „Vieh brauchen’s keines mehr“, antwortete der Vater. Und dass es überhaupt kaum mehr Vieh im Dorf gäb, weil die einstmals kleineren Bauern alle in der Strumpfe zu arbeiten begonnen hätten und die großen, wie die Greußings, bessere Geschäfte gefunden hätten, als die Haltung von Kälbern und Rindern und Säuen, sagte er, der Vater.

Die Frau, die aus dem Haus kam, das Haar kurz geschnitten, das Gesicht beherrscht von einer übergroßen Hornbrille, aus grauem Loden Rock und Jacke, war die Greußing Anna. Jene Greußing Anna, die mich vor einem halben Menschenalter von ihrem Speckbrot abbeißen ließ und dann lachte, als ich sie zu küssen versuchte. Jetzt lächelte ich, als sie in mädchenhaftem Schritt, eine Mappe unterm Arm, über den asphaltierten Vorhof und die Straße hin zu den riesigen Garagen ging, sich von uns beobachtet wissend und deshalb wohl den Kopf etwas zu weit in den Nacken werfend und mit den Hüften eine Spur zu viel wackelnd. Wie schwer sich doch Leute mit Geld tun, älter zu werden, lachte es in mir. „Grüß Gott miteinander“, zeigte sie, die Greußing Anna, uns schon auf vier, fünf Schritt Entfernung ihr für ihr Alter allzu tadelloses Gebiss. „Grüß Gott“. Mit ihr zog der Duft eines recht aufdringlichen Parfüms an uns vorbei. Schweigend sahen wir ihr nach, der Vater und ich. Und schweigend sahen wir dann uns einen Moment an, jeder wohl wissend, was der andere dachte, als sie zurückkam, die Greußing Anna, diesmal direkt auf uns zu. Sie blickte mich an, stützte dabei ihre linke Hand in die Hüfte und wieder war da dieses gemachte Jugendlächeln ihres vorigen „Grüß Gott miteinander“. Ob ich das sei, ob ich das wirklich sei, der Bub, der vor mehr als dreißig Jahr wegging aus dem Dorf, um ein großer Mann zu werden, wollte sie wissen. Nein. Nein. Nichts wollte sie wirklich wissen, nichts. Sie stellte nur fest, die Greußing Anna. Dass ich eigentlich nicht wegging, um ein großer Mann zu werden, dass es aber in der Natur der Sache läge, dass aus Buben Männer würden, alte Männer und aus Mädchen Frauen, versuchte ich das Gesagte vom Kopf auf die Beine zu stellen. Aber sie verstand nicht, die Greußing Anna. Wieder zeigte sie ihre strahlend weißen Zähne und fuhr sich dabei zwei, drei Mal lässig durch ihr kurzes Haar. Immer noch der Alte, lachte sie. Und eh ich auf ihre vielen Fragen, die keine waren, auch nur einmal was sagen hätte können, hackte

sie sich unter meinem Arm ein und drängte den Vater und mich über die Straße, hin zum Haus, auf einen Wiedersehenstrunk, wie sie sagte. Wir würden gern runter zum See und auch sonst wollt mir der Vater noch einiges zeigen und die Mutter würd uns bald zurück erwarten. Nichts half. Geht's, die Viertelstunde. Und: So lang haben wir uns nicht mehr gesehen. Und: Wie mir denn der neue Hof gefallen würd? Gut. Schön. Feigling du, hört ich die Frau rufen, der meine Liebe gehört. So viele Lügen, nur aus Angst, jemanden verletzen zu können. Das Dorf, das Land, mein Dorf, hört ich mich erwidern, unsicher, mein Tun mehr entschuldigend denn es zu rechtfertigen.

Wir saßen kaum eine halbe Stunde im Herrgottswinkel der auf alt gemachten neuen Stube mit dem mächtigen Kachelofen, als ich auch schon die letzten dreißig Jahr der Geschichte der Greußing Anna aus ihrem eignen Munde erfahren hatte. Ihre Geschäftstüchtigkeit, ihre Schwierigkeiten mit den heutigen Arbeitern und ihre Probleme mit den Männern. Mit ihrem geschiedenen, dem jetzigen und überhaupt den Männern. Und das, obwohl sie in dieser halben Stunde von einem jungen Burschen in Anzug und Krawatte wenigstens drei Mal ans Telefon gerufen wurde, die Frau Chefin. Drunten, am See, gäb's jetzt ein hübsches italienisches Lokal. Ob sie mich nicht mal einladen dürfe, damit wir etwas ausführlicher plaudern könnten, wollte sie wissen, die Greußing Anna, als der Vater aufstand und meinte, dass es jetzt wohl Zeit würd. Vielleicht, warum nicht, sicher. Feigling ich! Fein, sagte sie. Und wie's denn mit heut Abend wär. Heut? Aber ich sei doch gestern erst heimgekommen. Und ich würd ganz gern mit meinen Eltern beisammen sitzen. „Dreißig Jahr haben wir's ausgehalten, Abend für Abend, ohne dich, die Mutter und ich“, lachte der Vater, wohl um weiter zu kommen. Und dass es darum auf die eine Nacht auch nicht ankäm. „Also, abgemacht. Ich hol dich um acht ab. Pünktlich“. Ich spürte ihre Hand über meinen Rücken gleiten. Aber der Feigling in mit lächelte nur gezwungen und sprach: gut, um acht und dass er sich freu.

Der Ärger über mich selbst war's wohl, der mich den Weg jetzt schneller gehen ließ. Bald schon war der Vater an die zwanzig Schritt hinter mir. Auf der Brücke über den Dorfbach blieb ich stehen. Meine Hände pressten das eiserne Geländer

und ich spuckte dem Gesicht ins Aug, das mich da aus dem Wasser raus anstarrte. Arschloch, du, schickte ich einen gewaltigen Maulfurz hinterher, um zu merken, dass sich damit der Krampf langsam wieder löste. Dem Vater, der nun neben mir stand, legte ich mit einem stummen Lachen, das er erwiderte, den Arm um die Schulter und wir gingen die nächsten Meter wie vergnügte junge Menschen, nur nicht ganz so schnell. Hin und wieder merkte ich, dass sich Leute, die ich alle nicht kannte, nach uns umdrehten und hinter unseren Rücken tuschelten. Arschlöcher ihr, rief ich wortlos nach hinten und lachte. Als ich dann auch noch zu singen begann und den alten Mann neben mir einmal um seine eigene Achse drehte, den großen Weg außen herum mit wehendem Mantel selbst schreitend, fast tänzerisch, wurd's dem Vater wohl zu viel. Er löste sich aus meiner Umarmung mit einem „Kindskopf du“, lachte dabei aber und so gingen wir den Weg runter zum See nebeneinander, fröhlich zwar, aber langsam, meinen Schritt stets dem altersschleppenden des Vaters angepasst.

Die Schule, die ich einstens jahrelang tagtäglich besuchte, wirkte still. Gar nicht wie eine Schule. Sie sei zu klein geworden und stünd drum jetzt drüben, im Westen, größer und nicht mehr wiederzuerkennen, klärte mich der Vater auf. Und das, das sei jetzt das Vereinshaus. Feuerwehr, Dorfmusik, Pfadfinder, G'sangsverein, Kameradschaft. Alles sei jetzt da beisammen, alles. Mit den Händen mich am Fenstersims festhaltend, auf den Fußballen stehend, drückte ich mein Gesicht ans Glas des Fensters, hinter dem ich unzählige Stunden meines Lebens sinnlos verbrachte. Mit Heilgeschrei, Nazimärchen, verlogenen Gebeten, nicht wirklicher Reue, Gehorsam, Ordnung, Zucht. Verschwunden waren die Schulbänke und das Pult an der Vorderfront, die aufklappbare Tafel und der Weidenstock des Lehrers, der so viel junges Leben zu Krüppeln züchtigte. Nur die Bodenbretter waren geblieben, die dicken, breiten. Und die Dusterheit des Raumes. Und dort wo einst das Hitlerbild hing und später das Kreuz, hing eine Tafel jetzt: den Toten zur Ehr, der Jugend zur Wehr – der Kameradschaftsbund. Der Mann, der plötzlich, aber nicht wirklich im Raum stand, dem düsteren, in den ich schaute, mit einem grauen, übergroßen Mantel behangen, darunter man seine Dürreheit nur erahnen konnte, einen Helm auf dem schmalen Kopf, das Gesicht

verkrampft, verbissen, von Narben entstellt und alterslos, hob sein Gewehr, langsam, wie im Traum und legte auf mich an. Ich sah mich meinen Mund zu einem lautlosen Schrei öffnen, langsam, verzögert, in jenem Tempo, in dem der Mann hinterm Finster sein Gewehr hob und auf mich zielte. Mit seinem Abdrücken zersprang geräuschlos das Glas der Scheibe in tausend Scherben und ich sah auf meiner Stirn einen kleinen dunkelbraunen Fleck, aus dem nach und nach unaufhörlich Blut tropfte. Was ich denn hätte, fragte der Vater. Nichts, antwortete ich. Nichts.

Den Helden des Dorfes – Sie starben fürs Vaterland, stand auf dem mächtigen Kriegerdenkmal in Mitten des Friedhofes. Und darunter waren, nach Jahreszahlen geordnet, Namen angeführt. Namen, unzählige, die einst ein Gesicht hatten und Hände und Füße und lachten. Sie starben fürs Vaterland. Der Vater wollte nicht auf den Friedhof. Er hasste sie, diese endgültigen Schlafgemächer und er käm sowieso noch früh genug hin. Aber ich bestand darauf, das Grab der Großmutter aufzusuchen. So gingen wir, schweigend, die Toten nicht zu stören, am Schindlergrab vorbei, am Kriegerdenkmal und an vielen anderen leblosen Steinen, weit nach hinten, wo die Großmutter lag. Mit jedem Schritt von uns schrieten die Kieselsteine unter unseren Füßen auf und durchbrachen so die Totenstille. Und da half kein noch so vorsichtiges Gehen und keine „psst!“. Asphalt vielleicht, ja, Asphalt hätte geholfen. Asphalt. Was da wohl die Leichen geschrien hätten, die vielen, von denen die Wenigsten nur diesen relativ neuen Stoff der Stille, der absoluten Stille, kannten. Flüsterasphalt, welch herrliches Wort. Schreien würden sie, ja schreien, wie ich eben einen Chor von Männern schreien hörte, deren Namen ich eingemeiselt sah im Kriegerdenkmal unter dem Titel „Helden“. Schreit nur, schreit. Schreit, so laut ihr könnt. Schreit, bis eure Lungen, die ohnehin zerbrechlichen, zerreißen. Dies ist die Stätte der Tauben, die Welt der Gehörlosen, der Stummen und der Schweigenden. Das Land der Gleichgültigkeit, des schnellen Vergessens. Einzig ihr, Staub schon, seid etwas in Unruhe. Ich? Ich weiß nicht, wie euch helfen. Die Nerven in den Schläfen und unterm Haar schmerzten. Bumm, bumm, bumm, donnerte es unaufhörlich in meinem Kopf und trieb mich weiter, vorwärts, hin zu ihr, der Vertrauten, der Geliebten meiner

Kindheit. Erst als ich sie sah, vor mir, unter mir, die Großmutter, drei Fuß tief, zerfressen und doch wissend, dass sie da ist, wurd's ruhiger, droben, wo ich einen Schädel, meinen, wusste. Sie lächelte mich an, anders als die Mutter gestern Abend, und gab mir zu verstehen, dass sie sich freu, dass ich gekommen sei. Ob ich die Bibel wohl noch hätt, waren ihre ersten Worte. Ja, Großmutter, ja. Nur lesen darin würd ich selten. Das mache nichts. Ich sei trotzdem ein guter Mensch. Ich musste ihr erzählen, der Großmutter, wo ich jetzt lebe, was ich dort mache, so weit der Heimat, und von der Frau, die ich liebe. Ich erzählte ihr lang und breit. Besonders von meiner Liebe. Und dass sie sei wie sie, die Großmutter, die Frau, der diese Liebe gehöre. Und so breit und so lang ich erzählte, so breit und so lang und so interessiert hörte sie zu, die Großmutter. Mein Kopf lag in ihrem Schoß und zärtlich strich sie mir mit ihren Fingern über Stirne und Haar. Und jedes Mal wenn mein Blick auf ihr Gesicht fiel, blickte ich in fröhliche Augen, die still lachten, in Augen voller Verständnis und Liebe. „Komm. Weiter“, zerrte der Vater an meinem Mantel. Ich beugte mich über die Großmutter, sie zu küssen. Ihr Gesicht, ihre Lippen waren kalt und ihre Augen traurig jetzt und sie flüsterte mir mit vom Kopfhochrichten gepresster Stimme ins Ohr, dass ich mich in acht nehmen soll im Dorf, in acht nehmen, ich wüsste schon warum. Mit dem Zurücklegen des Kopfes seufzte sie, lächelte mich nochmals an und sprach vom blutroten Mond und der blutroten Nacht. Dann, plötzlich, war sie gegangen, eh ich ihr sagen konnte, dass ich schon bald wiederkommen würd.

Als der Vater und ich endlich am See waren, schlug es vom Kirchturm vier Mal. Allmählich zog die Spätnachmittagsdämmerung von den Wolken runter erdwärts und mit ihr die Frische des aufkommenden Abends. Die Hände in den Manteltaschen stand ich vor der Weite des Wassers, das hunderte Meter draußen in einen Dunst von Nebel und Düsterteit überging und atmete tief. Aber da war nichts mehr von dem typischen Seegeruch aus Moos und Fisch und faulendem Holz, wie ich ihn nach Jahrzehnten der bloßen Erinnerung erwartete. Nur Kälte, die in der Lunge biss. Eine feuchte aber geruchlose Kälte.

Lichter brannten auf. In Abständen von zehn, fünfzehn Metern standen Laternen, eine nach der anderen, das ganze Ufer entlang, links und rechts von uns. Und

unter diesen Lichtern zog sich ein schmales, dunkles Band dahin, weit. „Die neue Seepromenade“, sagte der Vater. „Für die Sommerfrischler“. Hinter den Laternen, landeinwärts, standen große Häuser, Paläste fast, mit mächtigen hölzernen Balkonen und vielen Fenstern, die aber dunkel blieben, die meisten, jetzt. Hotels, Apartmenthäuser, Pensionen standen da, wo einst, wie uns die Großmutter und der Jok erzählten, See war und später, angeschwemmt vom Rhein und den Jahren, Sumpf und Schilf. Der Vater und ich gingen, das dunkle Band entlang, vorbei an einem Yachthafen, einem Minigolfplatz, wo trotz der Kühle einige Jugendliche ihre Geduld erprobten, an Tennisplätzen, hin zum Strandbad, von dem mir der Vater vorschwärzte, dass es berühmt sei, sehr berühmt, weil es das größte überhaupt weit und breit sei und dass es damals, bei der Eröffnung, sogar im Fernsehen gezeigt worden sei. Wir standen vor einem mächtigen Gebäudekomplex aus Stahlrohrkonstruktionen, Beton und Holz. Ebenerdig, dann wieder drei Stock hochragend. Große, ungebrochene Flächen neben Ecken, Winkeln und Türmen. Die Türen waren alle verschlossen, aber eine unübersehbare Tafel am Haupteingang, wohl als Orientierungshilfe für die Gäste gedacht, verriet mir, was den Besucher im Inneren erwartete: zwei Restaurants, ein Cafe, Kioske, Fitnessräume und Umkleidekabinen von eins bis neunhundertneunundneunzig. Durch ein Gitter hindurch sah man auf die Liegewiese. Ein Damm, an die hundert Meter breit, lief mitten rein in den See, sein Ende für's Auge gar nicht mehr erkennbar. Zehntausend Leut hätten da Platz, sagte der Vater. Zehntausend. Und an manchen Tagen im Sommer sei's auch wirklich voll, das Bad. Da sah's dann aus wie ein bunter Ameisenhaufen, ein riesiger, wenn man draußen mit dem Boot vorbeifahren würd. Ob er denn schon mal da gewesen sei. „Nana, ich nicht. Keiner aus dem Dorf geht da her. Wir sind ja nicht blöd. Aber die Touristen, die Deutschen, die“. Und auf dem Weg zurück erzählte mir der Vater, dass es im Sommer manchmal zuing wie im achtunddreißiger Jahr. Wenn sie kämen, mit ihren dicken Karossen und täten, als würd die Welt schon wieder ihnen gehören. Wenn sie zwei, drei Monat hindurch das Dorf besetzten und sich alles ihnen anzupassen hätt. Und dass es viele im Dorf gäb, die für ein paar Pfennig katzbuckelten vor ihnen, den Sommer über im

Keller oder Dachboden schliefen, um selbst aus ihren Schlafzimmern noch Kapital schlagen zu können.

Die Mutter wartete schon. Sie hatte Kaffee gekocht. Es roch nach Teig und gebackenen Äpfeln. Über dem Küchentisch lag ein weißes Tuch, darauf das gute Kaffeegeschirr aus dem Wohnzimmerschrank stand, bald vierzigjährig, das nur bei Festanlässen verwendet wurde. Was es denn zu feiern gäb, scherzte ich. Dummkopf, lachte sie zurück, die Mutter, ungewohnt. Ob ich am Abend gern Kässpätzle essen würd, weil ich die doch in der Fremde sicher nie bekommen tät, wollte die Mutter wissen, als wir um den Tisch saßen, sie, der Vater und ich, Kaffee tranken und uns über ihr Strudelrezept unterhielten. Wie gern ich das würd, dass es heut aber nicht ging, sagte ich. Und ich erzählte der Mutter, wie uns zuvor die Greußing Anna über den Weg lief und uns erst wieder weiter ließ, als ich ihr versprochen hatte, mit ihr am Abend essen zu gehen. „Soso“, sagte sie nur, die Mutter. Und dann nichts mehr. Ob sie die Spätzle nicht morgen machen könnt, fragte ich, um die Stille im Raum und die Starre der Mutter zu brechen. Dann könnten wir auch den Bruder und die Schwester einladen. Es wär doch schön, wenn wir alle nach den Jahren wieder einmal beisammen säßen. Und ich würd ihr auch helfen, der Mutter, beim Spätzlemachen, weil ich doch wüßt, trotz der langen Jahre, wie viel Arbeit das sei. Mit meinem Redeschwall schwand allmählich die Beleidigtenstarre aus dem Gesicht der Mutter, die Verkrampfung ihrer Mundwinkel löste sich und als sie aufstand, Kaffee nachzuschenken, sagte sie: „Also gut. Morgen“. Dabei schien es mir beinah als würd sie lächeln.

Ich stand im Badezimmer und betrachtete das blasse Gesicht, das mich aus dem Spiegel heraus musterte. Es zeigte keinerlei Freude über den bevorstehenden Abend, nicht mal erwartungsvolle Spannung. Nur Blässe. Ein Auto hupte. „Für dich“, rief die Mutter aus der Küche. Ein weißer Mercedes, wettete ich mit dem Gesicht im Spiegel. Ich verlor sie, die Wette. Der Mercedes war schwarz. Schwarz, wie die Frau hinterm Lenkrad, die mich hoffnungsvoll anstrahlte, als ich die Wagentür öffnete, meinen Mund zu einem Lächeln breit zog und auf dem schwarzledernen Sitz umständlich Platz nahm.

Das alte Zollhaus hatte eine neue Farbe, wie viel frisch getüncht ward im Dorf, seit ich das letzte mal da war, vor langen Jahren. „Alfredo“ las ich draußen, eh ich eintrat, hinter der Frau in Schwarz, in einen niederen Raum und den zarten Duft von Knoblauch und Oregano. Das Lokal war voll. Menschen grüßten die Frau vor mir mit einem krampfigen Breitziehen der Lippen. Ich saß, im Rücken ein kleines Fenster, das auf den See raus wies, vor mir den weiß gekalkten, rau verputzten Raum mit seinen Tischen, Stühlen und Menschen, doch mein Denken rannte von Kopf zu Kopf, von Gesicht zu Gesicht. Ich kroch unter Schminke und feiste Wangen, hinter starre Fassaden, stülpte manchem das fehlende Haar über und glättete Altersfalten aus grauen Häuten. Aber da war nichts, was ich kannte, kein Gestern, keine Erinnerung an Vergangenes. Kein Gesicht, kein vertrautes, das mir entgegenlachte. Erst als die Greußing Anna mir half, erinnerten mich Formen von Schädeln, Gesten, Münder und Nasen vereinzelt an Gesichter von einst. Aber sie trugen helle Hemden und Krawatten und modische Jacken und keine Stiefel, die Gesichter. Und nichts in ihnen schrie „Bald!“ und „Heil!“ und „Sieg!“. Nur Blicke, manche, trafen mich. Sie galten wohl dem Fremden, ungewohnt zu dieser Jahreszeit. Dem Fremden neben der Frau, die jeder im Dorf zu kennen schien. Mir, vor kaum einem Menschenalter selbst einer von ihnen.

Vor mir stand eine Schüssel, zu Hauf gefüllt mit Muscheln. Die Schalen, jetzt, nach dem Kochen im Kräutersud geöffnet, ließen das weißrosa Fleisch der Tiere erkennen. Nichts mehr half der harte Panzer, der einstens das zarte Innere schützte. Kein rettendes Wasser winkte mehr. Ich riss vom Weißbrot und tunkte in den Sud. Dabei musste ich daran denken, wie wir als Buben im Baggerloch manchmal nach Muscheln tauchten, nach ordinären Süßwassermuscheln, wie sie vereinzelt am kalten, tiefen Boden des Sees lagen. Und wie wir mit unseren Messern, mit Fäusten und Steinen versuchten diese kleinen Dinger zu öffnen, wie schwer wir uns taten und wie oft wir uns dabei die Finger blutig schnitten. Und dass wir sie nie fanden, die Perle, nach der wir suchten. Lächeln, Lachen, Lügen. Das sind die Schalen, die's zu brechen gilt, heut, wenn ich's wiederfinden will, das Dorf. Ich blickte ins Gesicht der Frau mir gegenüber und ich sah das Gesicht ihres Vaters. Blutig sein Haar, Stirn und Nase. Blut, das er mit seiner Zunge

leckte. Blut, das aus der nackten Frau floss, die er, aufgespießt auf einem Hakenkreuz, freudeschlotternd über sich hochhielt. Das Gesicht der Greußing Anna war gepflegt. Da war kein Blut, nicht eine Unreinheit. Nur Make up. Und dieses Lächeln.

Ich trank viel. Mehr noch die Frau mir gegenüber. Und mit jedem Glas, mit jedem Schluck öffnete sich ihre Schale etwas weiter und legte das Innere bloß. Aber das hatte nichts Rosaweißes, nichts Zartes an sich. Es war schwarz und zäh. Und vereinnahmend, zugreifend, so, wie wohl der steinerne Herzkumpen des alten Greußings, ihres Vaters, einst gewesen sein mag. Unterm Tisch fühlte ich ihre Füße an meinen Beinen reiben und überm Tisch sah ich ihre Finger nach meinen Händen greifen. Und mit ihren Augen sah ich sie mir zuzwinkern: na, du. Und: gleich, du. Und: du, du.

Wir verließen das Lokal. Schwer nur gelang es mir die Greußing Anna abzuhalten, mit dem Auto nach Hause zu fahren. Die Polizisten im Dorf seien sowieso alle Trottel, mit denen sie machen würd, was ihr pass. Da würde keiner sich trauen, etwas gegen sie zu unternehmen. Sie wüßt schon, wie mit denen umzuspringen sei. Ich glaubte ihr. Das Umspringen mit Menschen hatte schließlich Tradition im Haus der Greußings. Trotzdem überredete ich die Anna dazu, den Weg heimwärts zu Fuß zu gehen. Er war lang, der Weg. Länger als die Meter sagten. Die Nacht schwarz und feucht, von Dunst durchwoben. Mit all meiner vom Wein übriggelassenen Kraft stützte ich die Schritte der Frau an meinem Arm. Und mit all meinem restlichen bisschen Kopf erflehte ich Verständnis bei der Frau in meinem Herzen. Hier, an meinem Arm, schwer und Kraft raubend, sie, das Dorf. Dort, weit weg und doch nah, tief in mir, sie, das Leben, gelebtes Leben. Dazwischen ich. Der Aussätzige, stolz auf den Gestank seiner Geschwüre. Der Leidende, pflegend die Fäulnis seiner Stümpfe, seine Eiterbeulen mit Mist befeuchtend, auf dass sie gedeihen und Früchte tragen mögen, stinkende. Feige verhindernd den Schnitt, den einen, den heilenden. Ihn gar nicht wollend. Denn da war kein „Nein!“, das mir über die Lippen kam. Der kraftlose Rücken nicht nur durch den Wein geschwächt. Und keiner schrie: kreuziget ihn, weg mit dem Faulenden, dem Stinkenden! Nichts. Die Geliebte

schwieg. Nur die Greußing Anna lallte und lachte und nahm ihn gar nicht wahr, den Schmerz, der trotz Rausch Brust und Hals mir presste. Immer wieder warf sie ihren weinschweren Körper gegen meinen, presste Lippen und Brüste auf Wangen und Mantel und stieß Hände und Knie derart heftig zwischen meine Oberschenkel, dass die Hoden schmerzten. „Nicht“ und „Aber“ und „Anna“ sagte ich nur und zerrte sie weiter, die nächsten Schritte, eh sie wieder begann, Lust und Gier und Geilheit alkoholschwanger mir entgegen zu werfen. Weder die Kälte der Luft noch die meines Herzblutes schien sie zu spüren, nur ihr Verlangen, ihr Frühlingserwachen in dieser Spätherbstnacht.

Dass ich sie rauf begleiten soll, die Greußing Anna, in ihre Wohnung, bat sie mich, als wir ihn endlich geschafft hatten, den schweren Weg vom alten Zollhaus zum Greußinghof. Dabei hing sie an mir wie Blei, ihren Rausch durch ein gieriges Schnaufen verstärkend. Heut nicht. Nicht heut, sagte ich und meinte damit auch morgen und übermorgen. Trotzdem durfte ich noch nicht gehen. Noch hatte ich meine Pflicht zu erfüllen, die Gegenleistung für die heutige Einladung zu erbringen. Sie nahm meine Hände und schob sie unter ihren Rock und ihre Bluse, an die warme Haut ihrer nicht mehr festen Brüste und zwischen ihre feuchtwarmen Schamlippen. Seit Stunden wohl schon wissend, was sie von mir am heutigen Abend erwartete, trug sie weder Slip noch Büstenhalter. Ihr Hände umklammerten mit Kraft meine Unterarme und bestimmten den Rhythmus, in dem meine Hände ihr Fleisch zu drücken und zu streicheln und zu pressen und zu erhitzen und schließlich zum Kochen bringen zu hatten. Dann, als nach immer knapperem und heftigerem Schnaufen und Keuchen, mit einem unterdrückten Stöhnen ihr Griff sich lockerte und ihr Gewicht von meinem Körper ließ, dann durfte ich gehen. Grußlos. Mit einem Lachen trat sie ins Haus und sperrte die Türe hinter sich. Ich hatte meine Pflicht getan. Brav, wie sie es von mir erlangte. Und ich spielte mit, brav. Wie vor rund vierzig Jahren wohl die heutigen Väter und Großväter des Dorfes einzig ihre Pflicht erfüllten, den Greußings und Schindlers gegenüber, gegenüber all den Pfarrern und Lehrern und anderen Kapellmeistern und Feuerwehrhauptmännern.

Die Kälte kroch von Nase und Ohren und Händen, unter den Kleidern hindurch, über den ganzen Körper. Zwischen Bauch und Brust, wo man Seele vermutet, wemgleich es nur Nervenstränge sind, die dort zusammen fließen, schmerzte es krampfzig. Ich versuchte tief durchzuatmen, mein Inneres zu beruhigen. Es gelang mir nicht. Erst als ich, mit einer Hand mich an einem Laternenpfahl abstützend, zwei Finger der anderen Hand weit in meinen Rachen schob und eine rote Weinbrühe, zersetzt mit kleingekauten festen Teilen erbrach, fiel der Krampf ab. Mit jedem Schwall aus meinem Munde etwas mehr. Mit dem Rauskotzen der letzten Stunden, dem Rauspressen von Wein und Gestank aus den Poren des Körpers, klarte es auch in meinem Kopfe auf. Die Hände in den Manteltaschen ging ich rasch, bemüht, die Kälte der Nacht zu überlisten. Das wiederkehrende klare Denken wandelte über dem Dorf, zwischen Gestern und Heute. Ich erinnerte mich der langen Schatten der Unzeit, die einstens die Sonne überm Dorf verfinsterten. Schatten, denen ich Gesichter gab, erkennbare, nach langen Jahren in der Fremde. Immer noch waren sie da, die Schatten. Auch wenn jahrelang geschrieen wurde, immer und immer wieder, dass da keine mehr wären, dass die Sonne ungestört scheine, für alle und jeden. Sie waren da. Nur die Gesichter waren andere. Was Geplärr und Weihrauch und Orden einst schufen, das schuf Make up jetzt. Glitzerkleider und gelackte Schuhe, Dauerwellen und dicke Karossen ersetzen Faust und Fluch und Peitsche. Züngelnde Nattern, elsternhaft alberne, hinter rotgestrichenen Lippen den Giftzahn verbergend, traten an die Stelle der Züchter der Zucht. Kleiner kam sie daher und dünner, die Barbarei, als damals, zu meiner Dorfzeit. Kaum erkennbar mehr als solche. Auf Teppichen, dicken, Prunktreppen und Marmorplateaus schritt sie einher, umgeben von Düften, exotischen.

Riecht ihr denn nichts?, trieb es vorwärts mich. Und: seid ihr blind? Aus den Kellerlöchern der wenigen Häuser im dichten Dunkel links und rechts der Straße schrieen Stimmen, längst verklungene. Totenschreie. Sie keuchten und stöhnten. Hört ihr denn nichts? He, ihr! Nichts. Die Straße heimwärts streckte sich, machte sich lang, unendlich lang. Und blieb stumm. Ich ging rasch, bemüht, hinter mir zu lassen mein Denken. Doch alle dreißig Meter stieg ein Riesenschatten hoch im

Schein des Straßenlichtes, gespenstisch drohend. Ich, zwei, drei Meter vor mir herwerfend einen Übermenschen, unerreichbar für mich, mein Wollen, ihn zu zertreten. Wohl wurde er kleiner von Schritt zu Schritt, verschwand völlig nach kurzem Weg, um aber gleich wieder aufzutauchen, bei der nächsten Laterne, beim nächsten Licht. Er spielte sein Spiel mit mir, grunzte und lachte. Und keine Chance, an die Gurgel zu springen ihm. Lief ich, lief er. Stand ich, stand er. Und kicherte. Und fragte, hämisch, warum ich gekommen sei.

Ich lag im Bett. Müde, erschöpft. Und doch nicht einschlafen könnend. Zermürbt und zertrümmert von Nacht, schweigender und ihren dunklen Schatten, schaffte ich nicht mehr den Weg ins Bad, als ich kam, legte mich hin, wie ich war. An meiner Haut klebte der Gestank noch von Nikotin und Wein und Parfüm. Unter den Nägeln der Finger der Geruch der Greußingschen Zwangsbefriedigung. Ich lag. Doch mein Denken raste vom Einst zum Jetzt, vom Heute zum Gestern. Toll trieben um die Läufe im Kopf. Fragen bebten in jedem Nerv. Die Schädelnähte drohten zu zerspringen mir. Zu viel gesoffen. Zu viel geraucht. Zu viele Fragen, ungelöste. Ein Krachen, hier und dort, ein leises und Blitze, dünne, fielen vom Himmel, draußen, vor dem Fenster des Zimmers in dem ich lag. Ein Wetterleuchten, ein zartes, kündete Sturm. Ungewohnt dies Donnern und Leuchten im Spätherbst. Was wird? Und wie? Wird's Tote geben? Fragen, die ich als Kind stellte, ängstlich und klein. Die Mutter schaute ins Zimmer. „Ah, bist eh endlich da. Dann ist's ja gut. Gut Nacht“. Gute Nacht. Sie griff ins Weihwasserkesselchen, die Großmutter, benässte ihre Finger und gab weiter die Nässe mit einem Kreuzzeichen auf die Stirn des Bruders und auf die Stirn des Knabens. Abend für Abend, Woche für Woche, mehr als ein Jahrzehnt lang. Und für was? Und wozu? „Im Namen des Vaters und des Sohnes“. Sie kannten keinen Vater, die Buben. Und sie hassten die allabendliche Zeremonie des Betens, wie sie die erzwungenen Kirchgänge hassten. „Unser tägliches Brot gib uns heute“. Nichts gab er ihnen. Nichts. Und widerlich, zum Kotzen ihr Zittern und Greinen um Krümel und Brösel, um Überbleibsel, billige, Reste. Statt mit Blei an die Türen zu pochen den Elenden, mit Schwefel und Feuer, statt an die Gurgel zu springen dem Unrecht, dem ewigen, beteten sie. Abend für Abend. Nichts hatten

sie kapiert, ihre Schädel. Keine Krümmung in ihren Gehirnen, die aufrichtete sich und widerstrebte dem allem. Komm endlich, Nacht, elende! Sink nieder und erlös mich. Für Stunden wenigstens. Leg deine Schwärze über mein Denken, erstick es. Wieder stieg der Geruch von meinen Fingern in die Nase. Und ich sah die Greußing Anna in der ersten Bankreihe der Kirche knien, während der Sonntagsmesse. Und ich sah sie Geldscheine, dicke, in den Klingelbeutel stecken, so wie ich vor vierzig Jahren sah, wie dies die Schindlerfamilien taten. Lug und Trug, jahrelang, Lug und Trug. Lug und Trug. Noch immer war da das Leuchten, draußen, am Himmel. Trotzdem: irgendwann schlief ich ein.

Als ich erwachte, sah ich draußen, wo es vor wenigen Stunden noch wetterleuchtete, graue Regenwolken auf düsteren Himmelsbahnen dahinziehen, getrieben von Herbstwinden. Noch schmerzte der Kopf von der Nacht. Als hätt ich die Jauchengrube hinterm Haus leeresoffen, stank es in meinem Maul und Rachen. Ich zog die Decke übern Kopf, doch nichts half. Das Denken des Vortages kroch in meinen Schädel und bohrte weiter, wo es aufgehört hatte vor kurzer Zeit. Gespenstisch kreisend in dunklen Reigen, in schwärzer als schwarzen, pochten an meinen Nerv Leiber, gesichtslose. Sie schrieen Laute, unverständliche, die sich steigerten im Chor zu einem Höllengeschrei und drohten meine Zellen zu zerreißen. Ich presste die flachen Hände auf die Schläfen. Es wurd nicht besser. So stand ich auf und schluckte Tabletten, drei, zu erwürgen, umzubringen den Schmerz. Es war zehn Uhr vorbei. Als ich aus dem Zimmer trat, war da wieder das Lachen der Mutter, das stumme, das mir sagte: jaja, so einer also sei ich geworden, der bis mittags im Bett lieg.

Mit meinem Kommen, vor zwei Tagen, kam der Regen. Als hätt er gewartet auf mich. Wollt er mir zeigen die Dürsterheit, die ewig trostlose, des Dorfes? Oder mir sagen „verschwind, was willst’ denn, nach dreißig Jahr?“. Ich saß im Wohnzimmer. Der Fernseher lief. Der Vater sah sich das Kinderprogramm an. Und schlief immer wieder ein, dazwischen. Ich hatte aus dem Schrank den Stoß Alben rausgenommen und blätterte in Fotos, alten. Mein Schatten, vierzig und mehr Jahre alt, starrte mich an, hart hingeworfen auf Zelluloid. Blass, vergilbt wohl und doch beißend und weiterfressend an allen Strängen, wirkend nach einem

halben Menschenalter noch. Der Schädel des Knaben war geschoren, glatt, wie sie alle rasierte Häupter trugen, leere. Einmal im Monat seiften sie den Jungen die Köpfe ein. Und stutzten ihnen nicht nur das Haar. Ich sah mein Buckeln und Strammstehen. Bilder zeigten mir mein Zittern vor betitelten Namen, vor Amtsvorstehern und Herren. Erbärmlich blickte er mich an, der Knabe, gepackt von der Faust des Dorfes, dieser eisernen Pranke, die schwer nur losließ, was einmal sie umklammert hatte. Fotos, vergilbte, verrieten mir, wie früh ihm schon die Jahre welkten, dem Knaben. Ich sah, wie matt seine Augen und stumpf. Ein Tier, zum Dulden erzogen, zum dienstbaren Ertragen geduckt gehalten, starrte mich an da. Um den Knaben sah ich Menschen, kleine wie große, krumm und kriechend wie er. Bruder und Schwester, und Mutter, Nachbarkinder und Schulfreunde. Einzig die Großmutter, die auf manchem Bild hochhielt den Kopf. Häuser zeigten die Fotos. Und Plätze. Und Bäume. Und Wiesen. Hier ging ich. In Maien und im Schnee. Hier schritt ich in Lärm und Gebrüll und im Schweigen von Leichenmärschen. Hier trug ich mein Herz, vergoss ich mein Blut, gefroren mir die Tränen zu Eis, zu totem. Sechstausendmal und mehr wachte ich auf, morgens. Und sechstausendmal legte ich mich nieder, abends. Hier, im Dorf. Dazwischen die Gänge, die täglichen, sechstausend Tage hindurch. Hunderte Fotos, hunderte Momentaufnahmen aus dunkelster Unzeit, die ein einziges Krümmen und Kriechen nur zeigten. Als wären sie der eigenen Freude an die Kehle gesprungen, das dumpfe Blicken und Stieren der Abfotografierten. „Los“ und „Marsch“ und „Stillstand“. Wie die Hunde in den Zwinger, schienen sie getrieben auf die Bilder. Klumpen nur, fleischliche, posierten da. Hochragend wohl hundertsechzig Zentimeter, siebzig, achtzig, neunzig sogar. Aber tot, ohne Saft, ohne jegliches Wollen. Sie hatten Mäuler wohl und Zungen zum Schreien. Sie hatten Nasen zum Riechen und Augen zum Sehen. Und unter den Schläfen, da hatten sie etwas, gemacht zum Denken. Doch sie piffen auf alles. Schnurz und piepe waren ihnen die gegebenen Fähigkeiten. Leichter ist's auch, kopflos durch dies Leben zu gehen, dies Leben im Land des vorgelebten, des vergekauften Lebens, der vorgegebenen, der vorgegangenen Gänge. Leichter, einfacher, zu überlassen sein Denken den Oberen, sich anzupassen der Ordnung, der herrschenden, ewigen, gottgewollten, denn zu erinnern sich des Menschen

menschlichsten Dinges: seines Kopfes. Ich blätterte in Fotos, ewig alten schon, doch keine Träne presste sich aus dem Aug und rann über die Wange. Nicht Wehmut ergoss sich kübelweis in meinem Inneren. Nur Wut. Ein Zürnen, ein heftig stilles, ob der gestohlenen Jahre, der unwiederbringlichen. Ein Fluch den Dieben. Und den Bestohlenen, die so leicht bestehlen ließen sich.

Düsterheit und Regen vormittags und nachmittags und abends. Draußen, vor dem Küchenfenster, wo die wenigen Häuser ins Dunkle schwenkten und abzuheben versuchten ins Unendliche, spiegelten sich die Lichter in der Nässe, als wäre der See in die Straße geflossen. Elf Menschlein saßen wir zusammengedrängt um den Küchentisch. Mir gegenüber ein Mann. Und eine Frau. Bruder und Schwester durch Geburt. Bruder? Schwester? Mir? Und noch ein Mann. Und noch eine Frau. Schwager. Schwägerin. Und ein junges Paar, das mich Onkel nannte. Und zwei Kinder, klein noch und zart. Mit Augen aber, älter als alt. „Uromi“, sagten sie zu meiner Mutter. Und „bitte“ und „danke“ sagten sie brav. Aus zwei großen Schüsseln aßen wir Kässpätzle. Wie die Dörfler ewig schon der felsenfesten Meinung waren, dass es gewisse Dinge nur in ihrem Dorf gäbe und nirgends sonst, pochten sie auf ihre Monopolstellung bei Kässpätzle. Als der Fremdenverkehr auch im Dorf einsetzte und hin und wieder einer der Dörfler rauszog, in die Welt, da mussten sie zwar zur Kenntnis nehmen, dass auch anderswo Nudeln gegessen wurden, mit Käse darüber. Aber das Rezept für die richtigen Kässpätzle, das beherrschten nur sie, die Dörfler. Weil sie doch die einzigen waren, die diese Dinger original zubereiten konnten. Nach den Rezepten der Großmütter und der Urgroßmütter. Und weil nur sie den richtigen Käse dazu hatten. Und überhaupt. Einen festen Teig aus Mehl und Eiern brauchts. So fest, dass es dem Koch, der den Teig durch das löchrige Eisen presst, den Schweiß aus den Poren treibt, der das Wasser zusätzlich würzt, in dem sie gekocht werden, die Spätzle. Und viel Käse brauchts, würzigen. Und Fett, in dem die Zwiebel braun geröstet werden. Schwimmen müssen sie, die Spätzle, in heißem Öl und fettwürziger Brühe. Und Fäden muss er ziehen, der Käse. Und mit Löffeln wird gegessen und direkt aus der Schüssel. Und in der Schüssel muss es rumoren und glucksen und arbeiten, wenn die Löffel reingreifen. Und schmatzen müssen die

Esser, genüsslich. Und sich nicht mehr rühren, dann, wenn sie enden, weil der fette Fraß schwer sich im Bauch festsetzt und keine Bewegung mehr zulässt. Ich lauschte den Ausführungen der Mutter und der Schwester, stopfte rein in mich und dachte an die Festmahle, die spärlichen, der Unzeit. Gekochte Kartoffeln, zwei, drei für jeden, feuchtes Salz und Milch, alte, saure. He, Bruder, Schwester! Ihr da, Nachkommen, Erben! Denkt! Und sagt! Redet doch! Fehlt euch nichts? Zufrieden in eurer Satttheit? Kein Stocken? Nein?

Als sie am frühen Abend kamen, der Bruder mit Frau und Sohn und Schwiegertochter und Enkelkindern zuerst, die Schwester mit ihrem Mann etwas später, gabs Umarmungen, herzliche. Und viel gabs zu erzählen. Aber bald schon war klar, dass Jahre Bindungen zerreißen. Wenig war nur geblieben von den beinah zwei Jahrzehnten, die einst von drei jungen Menschen im Gleichschritt fast durchstapft wurden. Verschwunden waren die Spuren der harten Winter, der Fröste, der totenkalten, die einst aneinander ketteten die drei. Mein Bruder trug einen dunklen Anzug. Und ein Hemd, weiß. Ein Totenhemd. Und mein Neffe war der Abklatsch seines Vaters. Beide redeten sie von ihrem Betrieb, dem Friseurgeschäft, das sie gemeinsam in der Stadt betrieben. Und von ihren Kindern und Enkelkindern. Den beiden Kleinen, die da saßen am Tisch wie Puppen. Und kaum das Maul aufmachten, aus Angst vor den Worten der Väter und Großväter. Ballettstunden zahl er beiden, sprach der Vater. Und sie spiel Geige und er Klavier, der Großvater. Die beiden Frauen, Eigentum wohl meines Bruders und seines Sohnes, lächelten stolz und blickten ihrerseits auf ihr Eigentum, die beiden Püppchen. Schläfst du, Bruder? Siehst du denn nicht das Umgehen der Schatten, der dunklen, der Unzeit? Hörst du nicht ihr dumpfes Rühren und Grollen? Haben sie so tief eingebettet schon ins Reich der Gewalt und der Gelder dich, dass dir alles eins ist? Da schlägt ein Mann einer Frau in die Fresse. Dort presst einer sein Kind zum Krüppel. Doch du schließt die Augen. Hörst nichts. Und siehst nichts. Gut Nacht, Bruder. Rasch waren sie dahingesagt und verbraucht, die Worte, die dreißig Jahre nicht gesprochenen. Und als wär die Nässe und Dusterheit von der Straße ins Haus geströmt, machte sich Kälte breit in der Küche. Von Allgemeinplätzen wurd geredet. Der Mann meiner Schwester, mein Schwager, ein

Buchhalter, schwafelte von den schweren Zeiten, die kommen würden. Und dass der Staat Schuld dran sei, unsere Regierung, durch die Sozialpolitik, die krumme. Und man schimpfte auf die Sozis in Wien. Als mein Neffe, dieser Frisurenweltmeister, dann begann von der Faulheit des Arbeitergesindels zu reden und sein großzügiges Durchfüttern dieser Bagage erwähnte – zwölf Leut beschäftige er, zwölf – spürte ich, wie vermehrt Blut in den Kopf mir stieg. Ich sprach einige Sätze, knapp, ohne Emotion. Mein Güte. Ihre Blicke. Mit welchem Genuss hätten sie ins Gesicht mir am liebsten geschlagen, ans Kreuz mich in ihrem Hass, diese beiden Menschenhasser, die sich nur liebten, sich und sonst nichts. Als hätt ein Donnern, ein mächtiges, das Glas der Fenster zerschlagen, so still war es für Sekunden im Raum. Peinlich jedem. Einzig meine Schwester, die still lachte. Also doch noch nicht ein Teil nur ihres Herrn? Vielleicht doch noch so was wie ein Gestern in ihr? Mein Bruder hob das Glas und prostete mir zu. „Prost, Bruder. Komm, trink“. Brüderchen, he, hast nichts erzählt du deinem Sohn von unserer Tage dunkelster Unzeit? „Ach was. Vorbei. Vorüber. Vergessen. Prost“. Wir tranken. Und lachten uns an, ohne wirklich zu lachen. Erinnerst du dich nicht mehr, Bruder, an die Röte des Wassers, damals, als sie hetzten und hunzten und würgten und pressten? Und unsere Zähne klapperten und unsere Mägen schrienen, elendiglich? Vergessen unsere geschändeten Leiber und Köpfe, unser Sehnen, unser Hungern nach Worten, menschlichen? „Lass, Bruder, lass doch. Schnee von gestern“. Dreißig Jahr war ich nicht da. Aber dreißig Sommer wie Winter weit in der Fremde verfolgten mich noch die Plätze, an denen sie mich getreten und geschlagen. Dreißig Jahre ließ es mich nicht los, dieses Stück Erde, mit dem ich gefroren im Frost, mit dem ich gemeinsam gehungert. Dreißig Jahre quälte es mich, das Dorf, über hunderte von Kilometer hinweg. Es raubte mir in Nächten den Schlaf, ließ selbst Träume zur Qual zerrinnen mir. Und jetzt: vergiss? Schnee von gestern? Mit Wucht, unendlicher, warfen sie ihr zartes Denken ins tiefe Loch des Vergessens. Schneller als schnell entschwebte ihnen, ob ihrem satten Heute, ihr Gestern. Und nichts, was geblieben wäre. Nichts. Verheilt waren die Striemen auf Haut und Herzen. Abgefallen war der Wunden Schorf. Und bereit, bereit schon wieder waren ihre Leiber für die neuerliche Züchtigung. Dass der Kuh Flügel wachsen, sie fliegen könn. Dass Wölfe brave Haustiere seien, wachsamer.

Alles hätten sie sich einreden lassen von den Machern der Meinung, den Züchtern der Zucht. Selbst dem eigenen Atem auf die Kehle würden treten sie, die demutsvollen Allesgläubigen des Dorfes, wenn's befohlen würd von oben. Da war kein Zweifel, keine Hinterfragung des jämmerlichen Jammergeseins. Starr marschierten sie dahin, wie's Vieh, von einer Futterkrippe zur anderen. Ihr Geld monatlich auf dem Bankkonto. Fertig. Leicht ließen sie sich ihre Mäuler stopfen. Selbst Tod und Leben würden sie verschachern für eine Handvoll Silberlinge. Eis und Hitze gingen einst mit mit ihnen. Und Magenknurren. Und Tritte und Schläge und Hiebe. Meter für Meter. Schritt für Schritt. Doch verkommen war alles. Zerschmolzen zum stillen Zürnen, zum zaghaften, das nach innen sich richtete, gegen den eigenen Leib, die Kinder, die eigenen, die Frau, den Mann. Ballettstunden und Klavier und Geige statt Worten. Züchtige Stille statt dem Gespräch. Püppchen, Marionetten saßen deshalb wohl da und nicht Menschen. Figuren von der Stange, steril, in Klarsichthüllen verpackt. Verloren selbst das Wagen des Flüsterns hinter vorgehaltener Hand, dadurch eigenhändig sich werfend in die Furcht des Schweigens, griffen zu Tabletten und Stricken viele von ihnen, zu Klingen, scharfen, schärfer als die Haut, die ihre Handfesseln zusammenhielt hinter ihren Handballen, über Adern und Venen. Was auch sollte je werden aus diesen glattgeschliffenen, runden Dingern, an denen nichts war, was widerstreben hätt können dem Strom der Zeit. Keine Ecke, keine Kante. Glatt und sauber wie Haut und Haar ihr Denken. Angepasst das eine wie das andere dem Ungeist der Jahre. Eine einzige Nacht, nichtsnutzig und ungebraucht, ihr ganzes Leben. Und keiner der Alten, der runterriss die Fetzen und enthüllte den Jungen des Daseins Freude, der klargemacht hätt ihnen, dass Lust entrissen werden muss mit Wucht den Jahren. Im Gegenteil: selbst zu Demut erzogen, zu Unterwürfigkeit und Stille, erzogen sie wieder ihre Erben zu Unterwürfigkeit und Demut, geleitet dabei einzig von ihrem Groschendenken und ihrer Sehnsucht nach Fülle. Einer Fülle, die zu einer einzigen Leere sich kehrte, zu Tagen, ungenutzten, faulenden, in denen sie dumpf nur getrieben wurden vom Morgen zum Abend, von der Nacht zum Tag, vom Schlaf zum Fraß, vom Fraß zum Schlaf. Sie begriffen nicht, für wen sie sich rüsteten, Tag für Tag und zum Opfergang gürteten. Verbissen kämpften sie und hielten sich fest am Eingebleiteten und

fragten sich schon gar nicht mehr, ob's ihr Glück ist, für das sie da schrieten und sangen beteten, ihr Wohlergehen und ihre Zukunft. Ja, sie nährten ihren Zartsinn, sie schmachteten dahin in ihrer Fülle. Aber nie begriffen sie den Preis, den sie zahlten. Sie merkten nicht, dass sie alles hingaben, alles. Einschließlich ihrer Gehirne, ihrer Gefühle, ihrer Liebe. Und jetzt: „vergiss, Bruder. Vorbei. Schnee von gestern“.

Gedanken, irre, schwirrten durch meinen Kopf. Aber ich sprach wenig. Trotzdem merkte ich, dass Angst sie vor mir hatten. Angst, ich könnt ihre Welt, ihre wunderbare, einreißen. Angst, ihre Welt könnte doch nicht die beste, sondern die schlechteste aller sein. Angst wohl, die Leere erkennen zu müssen hinter der Grellheit ihres Scheins. Hinter dem Rouge auf ihren Wangen, dem Violett auf ihren Lidern, dem Blaurot auf ihren Lippen. Hinter den leuchtenden Reklameschildern, hinter ihren dicken Wohlstandskarossen und ihren antiken Wohnlandschaften, ledern und mahagonibeschichtet. Die Frau meines Bruders und die Frau meines Neffen saßen da, den ganzen Abend, wie Geschöpfe, zarte, aus Marzipan. Kunstvoll geformt, aber stumm. Nur hin und wieder, wie aufgezo-gen, auf Knopfdruck, ein Kichern, ein dummes, über irgendeine Banalität. Sie hatten wohl Köpfe, aber die schienen einzig geschaffen, die Haarkreationen ihrer Männer zur Schau zu stellen. Wenn sie die Gläser in die Hand nahmen, fein, war der kleine Finger leicht gespreizt. Und nach jedem Schluck fuhr die Zunge zart über die Lippen, in Ordnung zu bringen das möglicherweise Zerstörte. Selbst die Blicke der beiden Frauen hatten nichts lebendes. Wie sie wohl ihre Kinder zeugten, die vier. Wie sie wohl ablaufen mag, die Zärtlichkeit, zwischen diesen Leichnamen, in denen kaum mehr Blut fließt, kein Puls mehr schlägt, kein Herz mehr wohnt? Tot war es damals, vor dreißig, vierzig Jahren, das Dorf. Tot die Menschen. Niedergemetzelt, entliebt und entleibt von barbarischen Mordbrennern. Aber toter als tot erschien mir vieles in den Tagen meiner Rückkehr. Trotz der bunten Fassaden. Trotz der grellen Farben. Hat euch denn nie einer geküsst, tief und zum Leben erweckt? Habt ihr's selbst nie versucht, in all den Jahren, einzuhauchen euren Leibern prickelnde Lust? Die Farbe tragt ihr außen, auf eurer Haut, auf euren Nägeln an Fingern und Zehen, statt innen, in

euren Herzen. Die Fülle, die tragt ihr um eure Bäuche, statt in euren Köpfen. Das Leben lasst ihr aufpropfen euch, bestimmen von anderen, statt selbst in die Hand zu nehmen und zu formen es, mit Lust. He, Zeit! Heb an! Brüll! Plärr hin ihnen nochmals das Geschrei der Unzeit, auf dass ihr Dumpfsinn zum Schmerz sich kläre. Hau drein in den Haufen und schlag Wissen ihnen, Wissen und nicht Stunden, Tage, Wochen. Schick Regen, strickedick, auf dass er wegspül den Zuckerguss, mit dem sie verniedlichen, verharmlosen die Barbarei. Meine Güte. Wie aschgrau muss er wohl sein, ihr gewohnter Alltag, tausendmal tausende Male benutzt und abgegriffen. Mit all ihren Schrumpffühlchen schmiegen sie sich ran an ihre Lügengemäuer, die jahrelang aufgebauten, klammern sich fest daran, wohl wissend, dass nichts sie sonst haben, nichts, nichts. Ja. Ich hasse. Ich hasse all das, was da an versunkener Sklavenschmach in euer, in unser Dasein brach. Alles, was sich einfraß im Alltag an Zucht. All eure Phrasen, diese fertig verlogenen, gelagert haufenweis in euren Schädeln. Ja. Ich hasse. Ich hasse, weil ich das Recht hab zu hassen. Weil ich liebe. Dieses Land. Mein Land. Euch. Wie groß müsst meine Verachtung sein, wäret ihr mir einerlei, völlig wurscht, schnurz und piepe. Nein. Noch renn ich an. Noch schlag den Kopf ich mir wund an eurem Lügengebälk, euren Mauern des Schweigens. Noch stemm ich meine Stirn, mit Kraft, auf euer Jammergebild. Noch kratz ich und reiß ich und zerr an eurem stolzen, an eurem Wahnsinnswahn. Ach, was soll's. Meine Kopfläufe wühlten um, wild, in den Jahrzehnten. Doch ich saß, ruhig und unterhielt mich übers Wetter, übers Essen. Und lachte sogar, täuschte Übermut vor und Leichtigkeit, verhöhnend so mein Hassen und Leiden. Was auch. Wie makellos doch ihr Kosen um Worte, lieblich verlogene. Ja kein Schrei, kein Rülpsen und Stöhnen. Nur Zartsinn, toter. Speichelnde Laute. Geschminkt, wie ihre Gesichter. Gekünstelt, wie ihre Gesten. Jede Regung in Schweigen getaucht. Ersoffen all ihre Worte im Meer ihrer Leere. Sehnsucht? Da wohnte keine Sehnsucht, in keinem dieser kleingläubigen Alleswisser. Sie huldigten einzig ihren Bräuchen, ihren jahrelang gepflegten. Würzten die Trostlosigkeit ihres Seins einzig mit Münzen. Und holten hervor, aus ihren Schubladen, die Worte, die zigfach gesagten, nie hinterfragten. Der Dicke ist dick. Der Dünne ist dünn. Wer hat, der hat. Wer nicht, selber schuld. Dass rund geraten ihre Welt, rund, jaja. Und, wohl um sich selbst zu

beweisen, noch am Leben zu sein, das Geschwafel von den Wehwehchen, dem Zwicken und Reißen, den regelmäßigen Arztbesuchen und dem Pillenverzehr. Wozu nur habt ihr Löcher im Kopf? Augen? Und Ohren? Und Nase und Mund? In euere Hände ist es gegeben, das Dorf, das Land. Und nicht in die der Schindlers und Greußings, der Lehrer und Pfarrer. An euch liegt es, an euch ganz allein, euer Leben zu gestalten lebenswert. Seht sie euch an, eure Kinder und Kindeskind. Sollen sie heranwachsen wie damals wir? Von tausend Ruten, aus Weide und Worten, gestriemt und gezüchtigt? Ihre Mäuler öffnen dürfend einzig um „Dank“ zu sagen? Und „ja“? Und „Amen“? Kaum in die Welt geworfen, blicken sie drein, eure Erben, wie von der Schaufel gesprungen eben dem Tod. Verweht die letzte Träne mit ihrer Geburt schon. Starrt sie euch an, tief und fest. Nennt ihr das Leben? Dieses Tausendmalschongestorbensein? Diese Blässe und Leere? Dieses Dahinvegetieren in eurem Lügendunst? Besiegt, auf den Knien, wollt ihr eure Kinder. Aus der Hand sollen sie fressen euch. Und werden wie ihr. Wie soll denn aus solchem Vieh je eigenes Denken erwachsen? Wie soll diesen Töchtern und Söhnen des Mangels je zur Reife gedeihen Lust? Spürt ihr nicht, wie sie mit Verderben droht, eure Stille, die ungenutzte? Wie träge sie kriecht, die Freude, unter der Last eures Gewichtes? Wie rasend aber das Weh umgeht, der Schmerz? Hat je einer von euch sagen können, schlicht: ich bin glücklich? Diese großen drei Worte, die einzige Wahrheit im Leben? Wie arm doch euer Gerede. Wie hilflos euer Blättern im Mundwerk der Lügen. Die Zeit machte euch. Die Tage erzeugten euch und erzogen euch. Aber nie ihr die Tage. Nie wär in den Sinn gekommen euch, zu sagen: Mensch, ist das schön! Dabei ist's gar nicht schwer, sie zu erziehen nach unserem Wollen. Ihnen entgegenzuschreien: he, Tag, los. Ich will dich so, so und nicht anders. Aber nie, nie habt ihr's probiert, tanzen zu lassen den Erdball nach eurem Takt. Ewig schon sucht ihr den Schlüssel zum Leben einzig in Bankauszügen und Kontobüchern. Merkt nicht, dass ihr selbst in der Hand ihn habt. Dass es euer Gehen und Tun ist, das öffnen könnt euch all die Pforten zum Glück. Das Paradies, das fällt nicht hernieder von selbst. Kein Türsteher, der da wartet und einlädt: bitte, tretet ein. An euch liegt's, das Lieben zu lernen, zu schaffen euch das gelobte Land. Speit in die Fresse drum den Lügner, dieser hündischen Bande. Verweigert den Gehorsam dem Pfiff des Gendarmen. Genug

der Grausamkeiten. Oder wollt ihr weiter schlaff im Wege liegen der Zukunft eurer Enkel? Wollt ihr wirklich auf euch laden diese Schuld, die nie euch die Kinder verzeihen werden, die nicht durch Jahre und nicht durch Jahrzehnt verjährt? Springt an die Gurgel eurer Flucht ins Schweigen und presst sie mit eisernem Griff. Ersäuft sie, jene alte Macht des Dorfes, jene dunkle, in einem Meer von Freudentränen. Und lockert endlich eure festgeknüpften Krawatten, dies dicke Geknäul von Henkersstricken, auf dass Blut in eure Köpfe fließen kann und umtreiben dort, toll und wild. Meine Güte! Wie dumm ich manchmal sein kann. Und sentimental. Da saß ich, nach dreißig Jahren, und wollte sie zum Leben erziehen. Kam, vor wenigen Tagen noch ein halbes Menschenalter und hunderte Kilometer fern dem Dorf, und wollte weismachen ihnen, was das heißt: Leben. Als ob von heut auf morgen abgeworfen werden könnt, das jahrhundertlang Geschleppte. Als ob in Stunden begriffen werden könnt, das nie Geübte. Als ob ich nicht selbst geworden wär wie sie, hätt nicht der Zufall, mit Zwang, getrieben mich weg vom Dorf, in eine andre Welt. Nein. Ich versuchte nicht, sie zu erziehen. Nichts versuchte ich ihnen weiszumachen. Ich lachte nur gelegentlich. Und scherzte. Ihr Nasenrümpfen ob der ungewohnten Erscheinung solch eines Bruders, Schwagers, Onkels, verriet mir ohnehin mehr als tausend Worte. Wie sollt ich da berichten wohl von mir und meinem Denken? Nein. Ich bin euch nicht feind. Weshalb sollt ich? Ihr lebt euer Leben, ich meines. Schmerz ist's, nicht Spott, der mich gepackt an jedem Nerv. Fragen, tausende, die in meinem Schädel klopfen. Nein. Ihr könnt mir nicht Antwort geben. Selbst verbannt mich in fremdländisches Treiben, muss selbst finden ich sie nun. Leicht entfloh ich Orten, wo die Luft wie junger Wein. Schnell vergaß ich Plätze und Zeiten, wo geschwelgt ich nur und gelungert in Fülle. Doch jene schweren Jahre, die krumm mich machten, jener Fleck, der zum Wrack mich haute, nie ließen sie los mich. Angst und Weh trieben heim mich, zwangen mich in eure Türen. Das Weh um unser Gestern. Die Angst um unser Morgen. Dürsten sie euch denn nicht, eure Herzen? Knurren sie euch nicht auch vor Hunger, eure Köpfe? Achja, ihr kennt nicht Angst und Weh. Was auch. Ihr habt ja alles. Weib und Mann und Haus und volle Kassen. Was soll euch schon passieren? Was schon?

Sie gingen, die Verwandten. Genug geschwafelt. Lang genug ertragen mich. Ich begleitete sie runter, vors Haus, wo ihre Autos standen. Noch immer hielt geöffnet die Nacht ihr feuchtes Maul. Im trüben Mondlicht hingen dunkle Wolken in Fetzen vom Himmel. Wieder gab's Umarmungen. Und ich musste dem Bruder und der Schwester versprechen, sie zu besuchen, in ihren Häusern, eh ich wegfahren würd wieder in die Fremde. Als sie dahin waren, die Autos und die Menschen, stand ich auf dem Platz vor dem Haus und zog tief rein in mich die regenfeuchte Luft. Und genoss die Nässe, die meine Stirn kühlte. Wie gut das tat. Bald schon war ich die Ruhe selbst. Unruhig schien mir aber die Großmutter, zerquält. Ihre Gebeine klapperten: hab umsonst ich gelebt? Haben nichts sie mitbekommen von mir und nichts dazugelernt dann? Schlaf, Großmutter, schlaf. Zu knapp war deine Zeit bemessen, zu jung noch unsere Schädelkrümmungen. Und da kam niemand nach an deiner Stelle. Kein Göttlicher, der einnahm deinen Platz. Und von nichts kommt nichts, weißt doch. Ich? Aber Großmutter. Jahre trennen. Weite entfernt. Was könnt ich ihnen schon sagen? Ihre Gesichter sind runder und voller als jede Speiseschüssel. Ich lief zurück ins Haus und half der Mutter die Küche zu säubern. Der Vater saß am Tisch und stopfte die Pfeife, die er zuvor nicht rauchte, weil die Frau meines Bruders und seine Schwiegertochter den Rauch nicht vertragen. Als ich fragte, ob sie wohl glücklich seien, der Bruder und die Schwester, antwortete die Mutter: na, freilich. Sie hätten ja alles. Beide.

Im Schlaf schmiegte ich mich ran an die Frau meines Traumes, hunderte Kilometer fern mir. Maria! Maria, komm. Warm war ihr Leib, voller Leben und vertraut mir. Komm, Maria. Hilf zu vergessen deinem geschundenen Geliebten, für Stunden wenigstens, seine Herkunft. Erlös ihn. Kurz nur war diese Nacht der geteilten Liebe. Kaum mich hingegeben der zärtlichen Umarmung, wurd schon wieder entrissen ich ihr. Das Gebimmel von Kirchenglocken drang durchs Schlafzimmerfenster. Laut. Noch lauter. Sonntag war's. Und die Neun-Uhr-Messe rief. Und wie sie rief. Vierstimmig wenigstens. Dumpf und hell und lieblich und grell. Drohend und ehrfürchtig zugleich. Lockend und plärrend, wie der runde Pfarrer, der vollgefressene, damals, in den Jahren der Unzucht, der mit Hieben und Worten erzwang unser Nichts und mit gespeichelten Phrasen dieses Nichts

dann zu versüßen suchte. He, Maria, bleib! Die Glocken waren stärker. Sie vertrieben, wie immer, den Traum. Von Eisentönen wild zurückgerufen ins Dorf, erhob ich mich. Noch immer beschluchzte Regen den Straßenasphalt. Und die Dahineilenden darauf, die Kirchgänger, die die Nässe genüsslich abzulutschen schien. Wie sie hinrasteten, die Armen. Vor ihnen ihr Glaube und hinter ihnen ihre Angst. Alte Leute sah ich. Alt wie ich. Und älter noch. Und Kinder, Kinder, immer wieder Kinder. Vierzig Mal schon lösten sich ab die Sommer und Winter überm Dorf. Vierzig Mal schon kam ein neuer Mai ins Land. Aber noch immer trieb das schlechte Gewissen der Alten die Kinder, wehrlos und unschuldig, Sonntag für Sonntag in diese weihrauchdurchsättigten Stätten der Demut und Unterwürfigkeit. He, Kirchgänger ihr! Dörfler! Vergessen unsere einstige Verhöhnung des Leides und Leidens im Zeichen des Kreuzes? Vergessen unser stummes Ertragen des Elends im Namen Gottes? Am Galgen, den Strick schon um den Hals, schlugen wir an die Brüste uns noch, voller Inbrunst und nahmen hin, fraglos, den Spott des Priesters. erinnert ihr euch nicht mehr, wie er stand, droben, auf der Kanzel und runterspie und spuckte? Nicht Worte, Krämpfe, Krämpfe waren's. Voller Hass und ohne Scham sein Tun. Ruchlos trieb er sie ins Blutbad, seine Gläubigen. Ins Blutbad, ins große, draußen. In die Blutsümpfe und Pfützen drinnen, im Dorf selbst. In Blutbäder, die er pries und segnete als göttlichste aller Gottesgeschenke. Dabei fühlte er sich als der Apostel dreizehnter, als Retter des Abendlandes, als Messias persönlich, wenn er die ihm anvertrauten Lämmer in die Pranken und Klauen der Schindlers und Greußings hetzte, dieser Judas des Dorfes, der für weit weniger als dreißig Silberlinge seine und die Seelen der ihm Hörigen verschacherte. He, ihr, die ihr Kinder wart, damals! Soll er all das, was er antat euch, antun dürfen euren Kindern nun? erinnert ihr euch nicht, wie er im Beichtstuhl uns ausquetschte? Wie er rauspresste aus unseren Köpfen Lügen über die eignen Mütter, die eignen Brüder? Wie wir mit Nägeln die Handflächen blutig uns stachen, zu beweisen ihm unsere Gottwürdigkeit? Noch immer nicht genug gelitten? Zeit, fluchwürdige, red! Antworte mir! Bist noch immer nicht gesättigt du? Ich stand am Fenster und presste die Stirn ans Glas, meinen Kopf zu kühlen. Durch die Scheibe hindurch und durch dicke Regenfetzen schrie ich entgegen den scheinbar Scheuen meinen Fluch. Aber keiner, der mich

hören wollte. Keiner, der zweifelte. Sie liefen sich die Sohlen ab, zu betäuben ihre Angst. Sie hetzten dahin, aufgerieben von Unrast und dunkler Nacht. Lieber ersäuften sie all ihr Leid und Weh in einem Meer von Weihrauch und Prophezeiungen, als selbst sich zu Propheten zu erheben. Lieber dunkelten sie unablässig nach ihr Nichts mit Reue und Demut, als zu entschleiern endlich die Dunkelheit des Seins. Kein Ansatz, zu lockern die Scheu, die das Denken ihnen wertete. Keine Spur, in die eigenen Hände zu nehmen endlich das Schicksal, das eigne. Da war keiner, bereit, sich gefügig zu machen den Augenblick, die Zeit, das Leben. Da war nichts, nur dieser Strom von Angst, der sie trieb, mit Wucht, ins Gotteshaus. Und Regen, Regen, Regen.

Die Kellnerin war eine junge Frau. Achtzehn, zwanzig vielleicht. Sie kam an unseren Tisch und fragte in einer Sprache, die nicht die Sprache des Dorfes war, ob wir zu speisen wünschten. Nachdem ich bejahte, reichte sie der Mutter, dem Vater und mir eine Karte, so groß und dick wie ein Schulheft wenigstens. Die Krone war damals, zu meiner Zeit, eines der beiden Dorfgasthäuser. „Frohe Heimkehr“ hieß das andere. Während in dem einen die niederen Dörfler, die Arbeiter aus der Fabrik und die Kleinbauernsöhne ihren Platz hatten, verkehrten im anderen vornehmlich die besseren Leut aus dem Dorf. Nein, natürlich nicht die wirklich besseren. Aber die, die sich dafür hielten. Als ich nun wiederkam, nach dreißig Jahren und an diesem ersten Sonntag meiner Rückkehr ins Dorf die Mutter und den Vater zum Mittagessen einlud, da hieß die Krone wohl immer noch Krone. Aber in der Zeit meiner Abwesenheit wurde sie zu einem Wirtshaus unter vielen. Was heißt Wirtshaus? „Restaurant“ nannte es sich nun, das einstige Gasthaus zur Krone. Und auch sonst ward da nicht viel geblieben von dem, was einst war. Wohl um nicht ins Hintertreffen zu geraten im gierigen Raffan um das Wohl der Touristen, gab's jede Menge Neuerungen. Der Wirtshausgarten mit den dicken, alten Kastanienbäumen war befreit von diesen. Und zubetoniert. Tischchen standen da, wohl an die dreißig. Und Stühle, aus Kunststoff wie die Tische, aber viermal, fünfmal so viele. Die kleinen Holzfenster von einst waren rausgerissen. Und wenigstens drei von ihnen ersetzt durch ein einziges neues, mit Eisenrahmen, dunkel verglast und mit aufgeklebten Alusprießen. Weiß gestrichen

war alles, was früher Mauerwerk und Dielen und alt. Der Holzverbau, seitwärts, zum Dorfbach hin, in dem einst Presse und Brennerei standen, war verschwunden. Ein asphaltierter Platz – „Nur für Restaurant-Gäste“ – war statt dessen da. Klar. Wer von den Gästen wollt auch heut noch Most saufen? Oder hausgebrannten Obstler? Steinhäger, las ich in der Karte. Und Marillenbrand. Und Kirsch. Und die Markennamen von Whiskys und Cognaks. Und eine ganze Seite war gefüllt mit den Titeln edler Weine. Was brauchte es da noch diese Arm-Leut-Getränke aus den Jahren der Entbehrung, gebraut und gebrannt aus Äpfeln und Birnen des Dorfes? Platz war wichtiger. Platz für die Karossen der Deutschen und Holländer und Franzosen, die kamen, Sommer für Sommer, Winter für Winter. Und die, so schien es, auch in der Fremde nicht auf ihre gewohnten Gaumenfreuden verzichten wollten. „Chateaubriand“, las ich in der Karte. Und daneben den Preis, den stolzen. Eine Summe, für welchen die Hilfsarbeiterinnen der Strumpfe einen langen Tag lang tausendmal einunddieselbe Handbewegung, Lärm und Gestank zu ertragen haben. „Chateaubriand“, stand da zu lesen. Und: Haifischsteaks in Currysauce. Und: Lammspießchen auf gerösteten Mandeln. Und: Hühnefilets in Sauce Aurore. Zeile für Zeile. Seite für Seite. Hilflos beinah blätterten die Eltern in der Karte. Schließlich einigten wir uns alle drei auf das erste der fünf Sonntags-Menüs: Leberknödelsuppe. Wienerschnitzel mit Reis und jungem Gemüse. Obstsalat. Der Vater und ich tranken Bier, Mineralwasser die Mutter. Wir saßen im Schankraum. Zu dieser Jahreszeit, Spätherbst, also zwischen der einen Saison und der anderen, blieben die restlichen Räume verschlossen. Zwar wurd an einigen Tischen schwäbisch gesprochen. Aber das waren Wochenendtouristen nur. Familien aus Kempten, Ulm, aus Stuttgart vielleicht, die Samstag, Sonntag nur ins Dorf kamen, hoffend auf zwei sonnige Tage am Wasser, frei von Stress und Arbeit. Deretwegen die großen Gasträume öffnen, ein Mehr an Personal beschäftigen? Unmöglich. Zahlt sich nicht aus. Gereizt schienen sie, diese Familien. Ihr Wettergott hatte kein Nachsehen mit ihnen, die sie kamen, zweihundert, dreihundert Kilometer weit, die letzten Sonnenstrahlen des Jahres zu genießen, im Herbstwind aufs Wasser raus zu gleiten, den Pfänder rauf zu wandern oder mit dem Drahtesel einfach stundenlang durchs Ried zu radeln. Vor den Fenstern des Schankraumes, offen zum See gelegen, fiel immer noch dick der

Regen. Keine Chance, in den restlichen Stunden dieses Wochenends die davor erträumten Träume, die zuvor gehegten Hoffnungen zu erfüllen. Die Kinder, wohl schon seit dem Frühstück gemeinsam mit den Eltern im nässegeschützten Raum eingepfercht, tollten wild herum. Die Eltern, frustriert von der Unmöglichkeit, ihre Wochenendpläne in die Tat umzusetzen, riefen ebenso wild ihre Kinder zu Ruhe und Ordnung. Ein Kampf schien's, ein unermüdlicher. Und keinesfalls so was wie Wochenendruh, Erholung, Entspannung. An manchen Tischen saßen Dörfler. Fast ausschließlich Männer. In Anzügen, mit Krawatten, kamen sie wohl von der Sonntagsmesse. Manche, sicherlich, saßen schon da, in der Krone, eh sie, die Sonntagsmesse, überhaupt begann. Ihr Blick und ihr lautes Wesen verrieten jedenfalls ein Übermaß an Bier. Die meisten der Dörfler spielten Karten. Jassen, wie sie es nannten. Ein Spiel, an das ich mich, trotz der drei Jahrzehnte meines Fernseins dem Dorf, erinnern konnte. Wohl, weil ich in all den Jahren meines Heranwachsens nichts anderes kennen lernte, als eben dieses eine Spiel: Jassen. As, König, Dame, Bub. Der Große frisst all die Kleinen. Da gab's kaum ein Denken bei dem Spiel. Wer hatte, der hatte. Wer nicht, na ja, der hatte Pech. Und verlor. Strategie war da nie gefragt. Die Nutzung des Schädels eher ein Übel. So, wie sie uns Kindern das Kriegsspiel beibrachten – einer frisst den anderen, der Starke schlägt den Schwachen, wir Deutsche den Rest der Welt – so lehrten sie uns ihr Spiel, das Jassen. Und spielten es, dreißig, vierzig Jahre danach, immer noch. Da spielte keiner Schach, wo wenige Bauern einen König aufs Kreuz legen können. Da spielte keiner ein Spiel, bei dem Schwache, aber Kluge, jeden noch so Fetten, Mächtigen besiegen können. Jassen spielten sie. Jassen. Ein Spiel, bei dem der, der As und König in Händen hält, im vorhinein schon als Sieger feststeht. Ein Spiel, bei dem es nicht aufs Spiel, aufs Denken ankommt, sondern nur auf das Austeilen der Karten. Manch einer der Dörfler, der Kartenspieler, kam auf seinem Weg zum Pissoir vorbei an unserem Tisch und grüßte die Eltern. Ich kannte keinen. Erst die Erklärungen von Vater und Mutter verrieten mir, dass dieser ein Sohn von jenem und jener der Enkelsohn schon von diesem sei. Wir aßen die Suppe. Um zu beweisen, dass sie eine bessere, zumindest aber eine ebenso gute Köchin sei wie der Koch vom Kronenwirt, erboste sich die Mutter über die falsche Brühe, die nicht hausgemachten Knödel, den fehlenden Schnittlauch.

Natürlich. Sie hatte ja recht, die Mutter. Ein Fraß war's, gut genug vielleicht für die ohnehin nicht verwöhnten Touristen. Aber als Essen, als Rindssuppe konnte man das wahrlich nicht bezeichnen. Als dann aber die Kellnerin kam, die leeren Teller zu holen und zu fragen, ob's uns wohl schmecke, lachte die Mutter freundlich: danke, sehr gut, danke. Feig waren sie die Dörfler. Feiger als feig. Und ihr Kartenspiel, das Jassen, nur ein Synonym ihrer Feigheit. Der Starke schlägt den Schwachen. Immer und immer wieder. Und ohne Wehr, ohne aufzumucken, lässt dieser sich schlucken. Man kann nichts machen. Gar nichts. Wie's kommt, muss es kommen. Was auch. Da hilft nichts. Nichts. Nichts. Im Gegenteil: man sagt noch danke für den Hieb, küsst sie noch, die Hand, die züchtende. Das Wienerschnitzel entpuppte sich als ein zähes Stück vom Schwein, das junge Gemüse als graugrüne Erbsen aus der Dose, mehr grau denn grün. Frisch schien einzig der Reis. Trotzdem aßen wir unsere Teller leer. Die Gäste sollen schließlich am Abend auch noch hungrig sein und bestellen. Deshalb wohl schienen die Mittagsportionen so klein bemessen. Zwischen Hauptspeise und Obstsalat kam der Kronenwirt höchstpersönlich an unseren Tisch und begrüßte per Handschlag die Eltern. Und dann auch mich. Mit einem fragenden Blick, unverständlich seinem Denken, wer ich wohl sein könnte. Der Erstgeborene sei ich, der Älteste, antworteten Mutter und Vater fast gleichzeitig. Ah, zog der Kronenwirt sein Maul breit, ohne wirklich zu lachen. Er war, so meinte ich, ein, zwei Jahr jünger als ich. Zwei mal zwei Jahre saßen wir wohl in derselben Klasse. Aber natürlich war da nichts geblieben von den vier gemeinsamen Schuljahren, nach wenig Kontakt nur damals und nach mehr als drei Jahrzehnten dann, in denen jeder seinen eigenen Gang ging. Er: zu einem Oberen des Dorfes, zu einem Macher. Ich: zu einem fremden Nichts, verklungen, vergessen schon beinah mein Name. Er, der Kronenwirt, erzählte, mehr natürlich den Eltern denn mir, dem unbekanntem Fremden, von den Schwierigkeiten, einen Betrieb zu führen, wie er ihn führ. Arm, dachte ich mir, arm sind sie, die sie alle jammern und wehklagen und doch fetter wirken und gesättigter dreinblicken als die fetteste Kuh, gehegt und gepflegt im satten, nahrhaften Grün des Riedes. Rasch waren sie dahingesagt, die üblichen Höflichkeitsfloskeln des Wirtes. Er schien froh, als die Kellnerin den Nachtsch brachte. Also dann. Er woll nicht länger stören. Mahlzeit noch. Und

verschwunden war er, am nächsten Tisch. Zwei Minuten seines Geschwafels und vergessen hatte die Mutter den hündischen Fraß. Er hätt's nicht leicht gehabt, der Albert, weil er doch Millionen reinpulvern hab müssen. Aber jetzt, jetzt hab er es geschafft. Als wär's ihr eigener Sohn, so stolz strahlte die alte Frau neben mir. He, Mutter, vergiss nicht, ich bin dein Fleisch, ich. Obwohl ich nichts sagte, sah ich vor mir das stumme Lächeln der Mutter, dieses Ohnehin-alles-kennen-Lachen, das kein weiteres Wort mehr zuließ, das jede Gegenrede in dumpfer Allwissenheit ersoff. Ich bestellte Kaffee. Für die Eltern mit Schlag, für mich mit einem doppelten Schnaps, zu ertränken darin der Mutter Nicht-verstehen-wollen und mein Mich-unverstanden-fühlen. Besser noch ein Tod im Alkohol als einer vor Langeweile oder Gram. Ich trank rasch. Und bestellte wieder. Der Vater legte seinen Arm um meine Schultern. He, Bub, was hast' denn? Komisch. Gerade er, zu dem ich lange nicht „du“ sagte, nachdem ich ihn endlich kennen lernte. Und noch länger nicht „Vater“. Und nie „du, Vater“. Er, gerade er sollte begreifen meinen Schmerz? Unmöglich. Schon gut, Vater, schon gut. Lass nur. Allmählich leerte sich der Schankraum. Die meisten der Dörfler zogen heimwärts, zum Mittagessen, dem wohl Sonntag für Sonntag ob Bier und Kartenspiel verspäteten. Die Wochenendtouristen starrten durch die Fenster dem Regen ins Antlitz. Und schwiegen. Falls sie fluchten und schimpften, stumm nur. Immer ruhiger wurd's im Raum. Als die letzten der Dörfler zur Wirtstüre raus gingen, trat durch diese eine Stille, die sich dick breit machte und jede Regung in Schweigen tauchte. Eine Stille, die schmerzte. Kaum zu flüstern wagten die verbliebenen Gäste. Nur hin und wieder und ganz kurz war da das laute Wort eines Kindes. Die Stimmung im Schankraum der Krone glich der Stimmung im Gotteshaus während der Wandlung, wo selbst jedes noch so zarte Räuspern still unterdrückt wird. „Zahlen“, rief ich laut, die Starre im Raum zu brechen. Einige fremde Blicke trafen mich. Aber als hätten die meisten der Gäste nur gewartet auf dieses eine erlösende Wort, begann sich der Schankraum wie auf Kommando wieder mit Leben zu füllen, mit Sätzen, sogar mit Lachen. Als die Kellnerin die Summe nannte, die ich zu zahlen hatte, starrte die Mutter erst mich an, dann die Kellnerin und den Vater und dann wieder mich. Und auf dem Weg von der Krone nach Hause, blieb sie immer wieder stehen, die Mutter, schüttelte ungläubig den Kopf

und wiederholte monoton: na, so was, dass es so was gibt. Und zweimal erklärte sie mir, dass von dem Betrag, den ich da eben der Kellnerin gab, sie und der Vater eine ganze Woche lang zu leben hätten. „Eine ganze Woche und manchmal sogar länger, verstehst?“.

Kaum zu Haus, schlüpfte der Vater in seine Pantoffeln, trug seine Pfeifenutensilien von der Küche ins Wohnzimmer und setzte sich vor den Fernsehapparat, den er laut aufdrehte. Dass sie heut noch zu gar nichts gekommen sei, klagte die Mutter. Sie band sich eine Schürze um den Leib, holte den Staubsauger aus der Abstellkammer und verschwand damit in dem einen der beiden Schlafzimmer. Den vierten Tag war ich nun schon da, in meiner Heimat, im Dorf meiner Väter, im Haus meiner Eltern. Aber da war nichts, was mir sagte „schau her, hier, hier war mal dein Zuhause“. Da presste sich keine Träne der Wehmut aus Herz und Aug. Wie ein völlig Fremder saß ich in der Küche. Allein. Wie einer, der herbestellt und dann sitzen gelassen wurd. Sicherlich, ich wurde nicht herbestellt, wurde nicht geladen, gebeten, zu kommen. Ich kam einfach. Drängte mich rein in den gewohnten Alltag des Dorfes, der Eltern. Aber die Frau, drüben, im Schlafzimmer, die nannte sich doch „Mutter“. Und der Mann, drüben, im Wohnzimmer, der nannte sich doch „Vater“. Und auf dem Stuhl, da, mir gegenüber, da saß ich doch, Jahr um Jahr. Und in den Räumen hier, hier, in diesem Haus, hier lag ich mit Fieber, hier stritt ich, lachte ich, schwieg ich. Hier wurd ich geschlagen. Hier wurd ich gequält. Hier quälte ich und schlug ich. Vergessen? Vorüber? He, Küchentisch, antworte mir! Willst nicht wissen du, was ich machte die letzten dreißig Jahr, was ich dachte und fühlte? Nein? Und du, Boden! He! Du! Den ich getreten dich, unablässig, Tag für Tag. Verrat mir, was die Zeit dir antat, welche Barbaren dich gemartert, wer liebevoll gepflegt dich. Du schweigst? Wände ihr, he! Wollt ihr nichts berichten mir? Und du, Gekreuzigter, der du hängst da droben, ewige Zeiten schon am selben Fleck, willst du nicht reden, dich unterhalten mit mir, über alles, was kam und wie's kam und warum? Stille. Der Tisch schwieg. Der Boden schwieg. Die Wände schwiegen. Er schwieg. Das Dorf schwieg. Eine deprimierende Stille, die durch das eintönige Surren des Staubsaugers nur verstärkt wurde.

Auf dem Küchentisch lag die Zeitung vom Vortag. Ich blätterte darin, las fettgedruckte Überschriften. Gesichtlose Dorfschreiberlinge starrten mich an. Und grinnten feist. „Du wirst froh sein, wenn du bald wieder gehen kannst, Fremder“. Ohne jegliche Scham plärrten sie raus ihre Lügenschulzen aus den Spalten ihres Blättchens. Dass die Erde eine Scheibe sei, schrieben sie. Und dass nur oben die Sonne schein, für die Braven. Dass unten der Teufel regier. Und dass ihr schmieriger Landfleck oben auf, mitten im Zentrum dieser Scheibe lieg und darum der glorreichste Platz der Welt sei. Und dass es so auch bleiben muss. Und dass es so auch bleiben würd, wenn sie, die Leser, sich nur weiterhin so brav verhalten würden wie bisher. Blöd, wie ich manchmal sein kann, einfach die eigne Lust zu befriedigen, den eigenen kleinen Spaß zu haben, halbierte ich die Lokalzeitung fein säuberlich, vierteilte sie sodann, holte aus dem Küchenschrank ein scharfes Messer und schnitt damit die geschwärzten Blätter in gleichgroße Teile. Mit Filzstift schrieb ich auf jedes einzelne Blättchen „Scheiß-Papier“, eh ich im Triumphzug zum Klo marschierte und das Bündelchen mit einem Reißnagel an der Tür befestigte. Mir war wohler. Ich zog mir die Schuhe aus und schlüpfte in meine Gummistiefel, nahm den Mantel, einen Regenschirm und ging. Runter, zum Böhlerhaus, zu dem Fest, zu dem ich vor vier Tagen, am Abend meiner Rückkehr ins Dorf, eingeladen wurde.

Draußen begann es bereits zu dunkeln. Der Himmel über mir legte seine Stirn in Falten, stärker noch als die Stunden zuvor. Griesgrämig blickte er runter auf mich. Und spuckte und spie. Ich ging rasch. Aber mit jedem Schritt von mir wurd der Regen dichter noch. In Wut geraten schien er. Toll. Tollwütig. Ob ich es war, der ihn reizte? Immer breiter fiel er aus den Wolken. Bald schien er mir praller als Donner, schreiender, plärrender. Tot war die Straße, zum Fürchten leer ohne Menschen. Da wagte sich keiner der Dörfler raus, dem mächtigen Himmel zu trotzen. Einzig ich, der ich's aufnahm mit ihm. Dich biege ich auch noch zurecht, prasselte er runter, der Regen. Dich mach ich auch noch fertig, haute er auf meinen Schirm. Ich ging rascher. Noch rascher. Lief fast. Aber keine Chance, zu entkommen diesem Höllengeschrei. Erledigt den Kerl! Weg mit ihm! Raus aus dem Dorf! Unermüdlich schlug es hernieder, schrie es. Die Gullys fassten nicht

mehr das Wasser, das da kam. Bald stapfte ich in Fluten, so tief, als wär der Rhein selbst in die Straße geflossen. Dorfhimmel, elendiglicher, du kriegst mich nicht klein. Das Vergnügen wehr ich dir. Sieh nur. Ich geh aufrechten Ganges. Nicht mal den Kopf zieh ich ein. Meucheln kannst du mich, mich verleumden, verspotten, mit Fingern auf mich zeigen, bewerfen mich mit Lästerfluchen, dick, wie der Kühe Kot. Wurscht. Ich kriech nicht vor dir. Nie. Und solltest du mich niederringen, kurzfristig, weil du den längeren Atem hast, ich werd aufspringen, immer wieder, immer wieder, immer wieder. Ein Lächeln nur kostete ihn mein Schnauzen, mein Schreien und Fluchen: „Was vermagst du schon, Fremder. Du kleines, einsames Ich du“. Und als wollt er mir seine Stärke beweisen, trommelte er immer mehr an Wolken zusammen, eine schwarzer als die andere. Immer dichter wurd so das Dunkel. Undurchdringbar beinah fürs Aug. Das Licht der Straßenbeleuchtung spiegelte sich wild nur und irr im vom Regen gepeitschten Nass, wies kaum den Weg mehr. Bei den Schindlerwiesen, wo keine Häuser standen, keine Bäume, wo nichts stand, nur kurzes Gras, und Regen und Wind deshalb noch mehr Platz hatten, sich auszutoben, kam mir auf der zum Flussbett gewordenen Straße ein Mensch entgegen. Er trug keinen Schirm. Auch keine Kaputze. Nicht mal einen Mantel. Trotzdem schien ihm die Nässe nichts anzutun. Er wuchs im Kommen, dieser Mensch, wurd größer und größer und stand dann, ebenso groß wie ich, mir gegenüber. Ein Mensch, der mir ganz außergewöhnlich ähnlich sah, entsetzlich ähnlich. Unterm Arm, mir selbst entgegen, trug er den Schädel meines ehemaligen Schullehrers. Er stellte sich vor, der Schädel, mit seinem Namen und dann schrie er: Marsch, Hundesohn. Mein Ich machte kehrt und ging knapp vor mir her, auf der Oberfläche des Wassers. Ich rief meinen Namen, aber der Mensch vor mir reagierte nicht. Als ich aber stehen blieb, blieb auch er stehen. „Weiter“, schrie der Schädel. Also gingen wir wieder. Er und ich. Ich und er. Regenwahn? Delirium? Wer ist wer? Bin ich ich? He, du da, Freund des Grauens! Der Schädel unterm Arm meines Ichs wandte seinen Blick mir zu und grinste. „Mich wirst du nicht los“, flüsterte er mit heiserer Stimme. Dann drehte er sich wieder um, eh ich was sagen konnte. Ich nahm den Schirm und schlug damit dem Ich vor mir die Schädelknochen aus der Hand. Aber sooft ich auch zuschlug, nach jedem Schlag war er wieder da, der Schädel. Ich holte aus,

schlug zu, hieb und drosch, so fest ich konnte. Aber nichts half. Unmöglich, ihn zu zertrümmern, zu zerschmettern, diesen knöchernen Klumpen der Unzeit. Erst knapp vor dem Böhlerhaus, als Stimmen an mein Ohr drangen und Gesang, ließ er ab von mir. „Bis später“, rief er noch. Und verschwand dann. Und mit ihm mein junges Ich, vierzig Jahr wohl alt und älter.

Die Dörfler wohnten in schöneren Häusern, in reicheren. Das Böhlerhaus war verfallen. Abgewohnt. Ausgewohnt. Aber was auch. Für die hier reichte es noch alle mal. Bei den Dörflern glänzte alles. Schließlich putzten sie ja auch unermüdlich, putzten zu Tode sich. Hier, hier fraß Fäule am Gemäuer. Ein Geruch von Moder ging um. Und doch war es sauber, gefegt jeder Fleck. Aber diesen erschlaffte nicht, wie den Dörflern, überm Kehricht die Kraft. Für die hier gab's was anderes noch als den Besen. Dünn war die Luft im Raum. Verbraucht von vielen Menschen, ihrem lauten Reden, ihren Zigaretten. Aber trotz der Dünne der Luft, hier wird gelebt. Verbannt war hier das Greisenhafte, Tote. Kinder liefen herum, laut. Lauter noch als die Musik, die mitlief. Mehr als zwanzig Männer und Frauen saßen auf Stühlen, auf Hockern und Kissen. Oder standen. Und kamen und gingen und kamen wieder. Bier wurde getrunken. Und Slibowitz. Und gegessen wurde getrocknetes Fleisch und Knoblauchbrot. Und geredet wurde. Geredet, obwohl manchmal die Worte fehlten. Und gelacht, richtig. Haarsträhnen klebten auf heißen Stirnen. Dunkle Bärte hüpfen lustig durch Gesichter. In Brüsten und Schläfen pochte es vor prickelnder Lust. Toll gebärdeten sich Nerven, schlugen Flammen aus allen Sinnen. Den Atem nahm es mir beinahe vor Leben. Welt, halt inne im Gedreh! Augenblick, bleib stehen! Ich will dich festhalten, fassen dich und setzen mitten rein ins Dorf. Und zurufen den Dörflern dann: he, kommt her, alle und schneidet euch ab eine Scheibe davon. Oder besser noch: geht hin, schaut rein ins Böhlerhaus, ein Stündchen nur, dort das Leben zu lernen. Vor wenigen Stunden noch saß ich in der Krone, lernte dort die Gastfreundschaft des Dorfes kennen, die Barbarei des Tourismus. Später saß ich in der elterlichen Küche. Allein. Noch später ging ich über tote Straßen, vorbei an toten Häusern. Ein Tag, rausgegriffen, wahllos, aus der Reihe der letzten vier. Jetzt trank ich. Und aß ich. Und scherzte. Frauen lachten mir zu. Männer ergriffen meine Hände. Kinder

setzten sich auf meinen Schoß. Meine Güte, Dörfler ihr, wie arm ihr doch seid, die ihr nie erfahren habt dies. Dabei wurd es euch doch vor die Füße geworfen, das Leben. Ihr hättet es doch nur zu nehmen brauchen, euch überstülpen. Die hier, die mussten sich es erst bauen, schaffen neu in der Verbannung. Und unter was für Bedingungen. Herrisch, wie ihr nun mal gerne seid allem Fremden gegenüber, hochnäsigt und wichtigtuend. Mit denen hier hattet ihr endlich wen, neben euren Kindern, auf den runterblicken, den anlärren ihr konntet: Drecksau, verschwind! Tschusch, elender! Sie lachten alle, die da waren. Die Männer, die Frauen, die Kinder. Keiner, der stöhnte unter dem Gewicht des Dorfes, der klagte. Erst als die Kinder im Bett schon waren und die Flasche im Kreis ging, abkürzend so den Umweg übers Glas, ersparend die lange Zeit des Einschenkens, begann der eine und andere zu erzählen von sich. Von Gräueln, erlebten, ausgestandenen. Aber nicht Wehklag fiel aus ihren Mäulern, nicht Schwermut, zähe, wenn von den blutigen Köpfen sie sprachen, die sie holten sich an des Dorfes Gemäuer. Stolz, aufrecht die Worte und Sätze, berichteten sie, wie oft der schon gestorben und jener und wie lange es dauerte, bis sie zurückgeholt hätten sich selbst wieder vom Tod ins Leben. Kaffee wurd getrunken, dick, schwarz und süß. Hin und wieder stand einer auf und tanzte. Alles schaute ihm zu und klatschte dann, nachdem er endete. Der Ofen gäb Hitze, die Sonne gäb Hitze, aber wärmen, wärmen könn nur Freundschaft. Der Mann neben mir, in meinem Alter wohl, sah mich an, vertraut, als kannten wir uns unser Leben lang schon. Und mit Worten, unvertraut ihm und schwerer als Steinklötze, die im Maul zurechthaute er sich, erzählte er mir, dass übel dran der Einzelne. Und übler noch der, der allein in der Fremde. Wer würd schon vernehmen sein dünnes Stimmchen? Wer sollt schon hören ihn? Jeder Starke könn ihn knechten, sogar Schwache, zu zweien, dreien, würden es schaffen. Dass sie aber vereint, gemeinsam, zu Bezwingern würden, die Kleinen. Zu Bezwingern von jedem und allem. Und er erzählte mir, wie er kam, vor dreißig Wintern, als einer der ersten. Und während er berichtete, ohne Weh, vom Weh der hingenommenen Schläge, sah ich, wie er aufriss, langsam, seinen Leib. Seine Fleischlappen zur Seite schlagend, sein Inneres öffnend wie man öffnet ein Buch, zeigte er mir sein Herz. Oder vielmehr diesen verkrüppelten Muskel, eine einzige Narbe nur mehr, der einmal Herz wohl war. Geschrumpft, verdorrt beinah, stöhnte

erbärmlich dies gemarterte Ding bei jeder Pumpbewegung, quietschte grauslich, wie der Asthmakranke, der in seinem Todeskeuchen elendiglich nach Luftrestchen giert. Tausende Striemen hinterließen hier des Dorfes Ruten. Tausende Bissen der Barbaren Zähne. Mehr noch als ihr stumpfes Schweigen, der tote Blick ihrer Kinder, verriet dieser Fleischklumpen hier die grausame Vertierung der Dörfler. Sieh her, Dorf, feistes und erröte ob diesem Anblick! Aber kein Schlag, kein Tritt, kein Hieb, der daherkam, gesenkten Hauptes und um Entschuldigung gebeten hätte. In meinem Inneren wuchs von Tränen ein See: Menschen, Urheber aller Wunden. Der Mann neben mir lachte: Menschen, Bereiter allen Glücks. Kurz vor zwölf ging ich. Auf die Schulter geklopft und „Kopf hoch“ gesagt, wie leicht ist doch das, wie leicht.

Runzelig und grau war die Nacht, dick noch immer der Regen. Von Gedanken, schweren, gepflastert der Weg zurück zum Haus der Eltern. Zwölfmal schlug es vom Kirchturm. Wie Melonen, überreife, fielen sie, die Stunden. Da war keiner, der sie pflückte. Zeit, gottverfluchte, nichtsnutzige. Einspannen müsst man dich vors Dorf. Rausziehen solltest du ihn müssen, diesen Fleck, aus seinem gewohnten Trott. Rausreißen die Dörfler aus ihrer tiefen Fäulnis. Und nicht in deinem ewigen Leerlauf ihnen Stunden nur schlagen, ungenutzte. Soll ich schreien? Lieber nicht. Die Dörfler wollen nicht geweckt werden. Sie wollen sich ihrem Schläfe weihen, ihrem ewigen. Und dem Lieben. Lieben? Nein, das können sie nicht. Unmöglich. Lieben will gelernt sein. Liebe muss man hegen und pflegen. Wie sollten sie, die sie den Sinn des Seins nur in Kirchenbüchern suchen und Bankauszügen. Nackt lag das Dorf. Ich sah durch Mauern hindurch in Schlafzimmer. Prothesen klirrten und klapperten, kriegerisch laut. Ein Kerl stürzte sich auf sein Weib, zerfleischend sie. Bäuche, runder als der volle Mond, wetzten wild aneinander sich. Gier fletschte die Zähne und fraß sich von Leib zu Leib. Ich sah, wie Männer und Frauen unermüdlich der eigenen Lust an die Kehle stürzten, sah, wie sie dieser keinen Millimeter Platz zur Entfaltung ließen, in ihrem kleinen Denken an sich nur, an den kurzen Moment der eigenen Befriedigung. Zwei junge Burschen, vollgetrunken, gingen vor mir ihren Weg. Schwer taten sie sich, ihre Schritte zu setzen. So war ich bald knapp hinter ihnen. Sie johlten ordinäre Lieder.

Als sie mich bemerkten, lallten sie: „He, du. Alter. Opa.“ Obwohl ich durch das Bier und den Schnaps von vorhin bestimmt mutiger war als gewohnt, ging ich rasch an ihnen vorbei. Und schwieg. Sah zu, wie die beiden ins Gesicht mir schlugen, wie sie zu Boden mich warfen und auf den Bauch mir dann sprangen, solange, bis die Gedärme zum Maul mir rausstarrten. Ich ging noch rascher. Hinter mir das Gegröle der Burschen. Nein, nein. Ich stör euch nicht, lieg euch nicht im Wege. Was auch sollt schon ausrichten ich, ein simpler Fall von Mensch, gegen eure barbarischen Gesänge. Was schon?!

Müd lag ich, kaputt vom Tag. Und doch kam kein Schlaf. In den Augen schwamm Leere. Im Schädel aber purzelten wild durcheinander Bilder und Zahlen. Ja, sie purzelten, überschlugen sich. Aber nicht vor Freude. Sechs war ich, sechs, als ich Menschen krepieren sah. Sechs, als mein Blick gierig ausgemergelte Köpfe und Arme und Beine und aufgedunsene Bäuche verschlang. Mehr als vierzig Jahre später sah ich sie nun wieder, die zerschundenen Leiber. Nur der Blick, mein Blick, der war ein anderer. Weh und Hass traten an die Stelle der Gier und fraßen um sich, wild. Meine Güte. Wie einfach doch, heimzukehren, die Blume nur zu sehen, das satte Gras. Vom See zu schwärmen, seinen wässernen Wogen. Die Berge zu preisen, die ewig nicht gesehenen. Ihr sanftes Wachsen, ihre Wildheit, zerklüfte. Wie einfach zu sagen: schön! Schön, wieder einmal daheim zu sein! Wie schmerzhaft aber, sich sagen zu müssen: Heimat du, Luder, Hure! Erkennen zu müssen, dass dieser Fleck der Unzucht es war, der einen machte, formte, an dem man hing und hängt noch immer. Und der einen nie, nie los lässt, soweit man auch fern ihm. Nicht ein Fuß des Bodens hier ist mein. Und doch sprach es in mir: dies ist mein Land. Ich liebe es. Ich liebe diesen elenden Fleck. Und ich liebe Menschen, manche, hier. Und drum nur hass ich. Darum nur. Nur darum. Ich weiß: der wahre Dichter, der feiert in Sonetten, in Gesängen, in feinsten Jamben, dicken, die Heimkehr und Heimat. Preist. Und lobt. Und hudelt. Ich aber bin nur ein Mensch, aus irdischem Fleische ganz. Was sollt ich Zartsinn nähren, wo Splitter im Schädel mir brennen. Was sollt ich kosen und schmeicheln und verschließen das Aug vor der Untat. Nein. Ich bin kein Lobredner. Bin einer,

der schauen will. Und hören. Und fühlen. Und dem tausende Fragen auf der Zunge brennen.

Wundgerieben die Schädelgänge von Fragen, quälenden, gebeutelt durch und durch das Herz, ward kurz nur die Nacht. Auch wirkten Bier und Schnaps vom Vortag. Ich lag und lauschte. Hörte rein in mich. Wehmut erklang. So, wie all die Morgen davor, seit ich wieder da war, im Dorf meines Werdens. Still hob ich, dem Kranken gleich, meinen Nerv vom Bett. Mit Daumen und Zeigefinger presste ich die Nasenwurzel, den Schmerz zu vertreiben. Es gelang nicht. Ich versuchte ein paar Schritte. Tastend, einen Fuß zart vor den anderen setzend. Ich schwankte. Ein Schwindel rannte im Kopf. Fünf, zehn, fünfzehn Sekunden vielleicht. Dann hatte ich meinen Leib unter Kontrolle. Jetzt erst merkte ich, dass leicht genässt noch immer die Hose war. Ich lachte. Da hast du den Großteil deines Lebens gelebt, bist ein alter Mann schon und beginnst zu onanieren. Wie lang war es her, dass zuletzt ich mich selbst befriedigte? Ich erinnerte mich nicht. Aber jetzt, in dieser Nacht. Immer stärker drängte sich in mein Nichtschlafenkönnen, in meine bohrenden Ängste, die Sehnsucht nach ihr. Mit Zwang schuf ich ihr Bild. Ihre Lippen sah ich. Ihre Worte hörte ich. Und ich spürte ihren Leib. Und mir war's, als ob gemeinsam wir keuchten und stöhnten und in Schlaf dann fielen, nach quälenden Stunden. Ich strich über die Nässe der Hose und ich hielt die Hand an die Nase mir dann. Tief zog ich ein die Luft. Tat das gut. Nicht der Geruch meiner Spermien war's, der Leben mir verschaffte. Unser Geruch war's, unser gemeinsamer, der über Jahre, über Jahrzehnte gewohnte, der Hoffnung mir gab. Und Zuversicht.

In der Küche wirkte, wie jeden Morgen, die Mutter. Am Herd stand sie und brühte Kaffee. Vom Brotlaib schnitt sie Scheiben. Und stellte Tassen und Teller auf den Tisch. Und Butter und Marmelade. Und dann, wie jeden Morgen, wenn alles seinen festen Platz hatte, ging sie und weckte den Vater. Ihr Schauen mir gegenüber wirkte härter noch als die Tage zuvor. Als wär überflüssig ich, warf sie ihren Blick vorbei an mir. Ich griff sie an den Schultern und mit meinem Aug versuchte ich das ihre zu treffen. Aber sie schaute zum Tisch rüber. Und dann wieder zum Herd. „He, Mutter. Was hast denn? Was ist denn?“. Lange schwieg

sie, sah an mir vorbei. Dann aber fiel's aus ihr heraus, heftig, wie Erbrochenes, das mit einem einzigen Schwall zum Maul raus kommt: Dass ich sie immer kränken muss, immer, immer! Und sie sprach von der Zeitung, die gestern, zerschnitten und beschmiert, im Klo an der Tür hing. Ich lachte, griff fester um ihre Schultern, versuchte sie zu umarmen. Aber als ob unangenehm ihr das wär, so rasch hatte sie sich befreit von meiner Nähe. Ich sprach, dass nicht böse ich das gemeint, dass nicht ihr mein Tun galt, mein gestriges. Aber nichts half. Als wir um den Tisch saßen, die Mutter, der Vater und ich, bemühte ich mich nochmals, zu erklären mein Handeln. Vom Machen und den Machern der Zeitung sprach ich. Von Lügen, himmelschreienden. Weil ich aber merkte, dass gar nicht zuhörten die beiden, dass sie dumpf nur ihr Brot kauten und ihren Kaffee schlürften, dass da nichts war in ihren Gesichtern, in ihren Blicken, was Interesse verraten hätt, ließ ich es. Und schwieg, wie sie.

Wohl hingen immer noch dunkle Wolkenfetzen überm Dorf, aber dazwischen lichtete es. Stetig größer wurden die hellen Flecke und Streifen zwischen dem Grau und Schwarz am Himmel. Und stetig dünner wurd der Regen. Und hörte auf, endlich, ganz. Die Wiesenböden, draußen, vor dem Küchenfenster, dampften. Träg zogen Nebel übers Gras. Dann wieder, wenn ein Luftzug sie fasste, heftiger. Bäume tauchten auf und verschwanden. Gespenstisch wirkte alles. Draußen: die Nebel. Drinnen: das stumme Kauen; das Kaffeeschlürfen; die Tasse, die auf die Untertasse zurückgestellt wurd; das Ticken der Uhr. Traumhaft, wie auf Wogen, zog alles vorbei. Als wär jedes Leben erstorben, als wär alles tot, schien's mir. Mit offenem Mund saß ich und lauschte. Ein Schmerz, ein unbekannter, fraß in mir. Ein unnennbares Weh. Ich lachte. Nein, nicht ich. Er lachte. Er, der Schmerz. Ein grausiges Lachen war's wohl. Die Eltern starrten mich an. Ich stand auf. Ich schlüpfte in Mantel und Stiefel und ging. Hinter mir rief die Mutter: Bist zum Mittagessen wohl zurück?! Ja, Mutter, ja, sprach ich. Und: fressen, fressen, nichts als fressen, dachte ich.

Kühl war's. Den Mantelkragen hochgeschlagen, die Hände tief in den Taschen, schritt ich rasch dahin. Nichts lag mir am Weg, an den Häusern links und rechts. Nur raus, raus aus dem Dorf, an die Luft. Den Kopf zwischen die Schultern

gezogen, den Blick gesenkt, drängte es mich vorwärts. Aber der Weg streckte sich, wurd länger noch mit jedem Schritt. Dann aber, endlich, lagen die letzten Häuser hinter mir. Ein paar Meter noch, noch ein paar und ich war da, wo Erd und Himmel in eins verschmolzen, im Unendlichen, im Nichts, in der Leere. Das Ried. Diese weite Ebene, weiter als weit, unbeschreiblich weit. Nirgends eine Spur von Mensch. Hie und da eine Holzhütte, die sommers dem Vieh als Unterschlupf dient. Aber nichts sonst. Nichts. Nur Weite. Grünlich braune Weite. Und Stille, ewige. Rauchend war alles, dampfend. Schwer strichen Nebel durchs Gestrüpp der Riedgräben. Als würd's den Atem mir rauben, so dick und nass war die Luft. Ich ging, träumend fast. Nas und Mund, Augen und Poren hatt ich weit aufgerissen. Reinsaugen in mich wollt ich die Ruhe und Nässe. Reinfressen, zu reinigen so, zu heilen die Wund im Innern, das Weh. Eins werden mit der Natur. Sich auflösen und ein Teil von ihr nur mehr sein. An die Großmutter musste ich denken. Und an den Knecht vom Greußinghof, an den alten Jok, der hier sommers die Nächte verbrachte. Allein. Mit dem Vieh nur. Und dem Gras und dem Boden darunter, diesem sumpfig weichen. Ich sah ihn vor mir, den alten Mann, nackt, wie er mit der Erde schlief, wie er sie liebte und liebt wurde von ihr. Er würd's Wasser im Boden drinn sehen, hieß es im Dorf. Und in seiner Kindheit, da hätt ihn eine Hex gestillt. Und Vieh und Mensch könn er mit Fluch belegen. Die Dörfler gingen dem Jok aus dem Weg. Er war ihnen nicht geheuer. Sie hielten ihn für einen Spinner, für einen Besessenen, mit dem man besser nichts zu tun hatte. Der Knecht hasste sie nicht, die Menschen des Dorfes. Er traute ihnen nur nicht. Verschloss sich ihnen. Nur uns Kindern, die wir tagsüber öfters mithalfen, das Vieh zusammen zu halten, öffnete er sich manchmal. Von der Sprache der Vögel erzählte er uns dann. Und vom Gras, wie es redet und spricht. Und vom Baum, den er schreien hörte, damals, als die Bombe fiel. Wie Blei hing frühes Denken an mir. Aber als hätt an Gewicht ich verloren, als hätt sich gelockert des Leibes Schwere, so leicht wurd mein Schritt. Wie auf Wogen ging ich, achtend darauf, nicht zu stören die Schöpfung. Alles war still. Kein Vogel mehr, der sie brach, die Ruhe. Selbst meine Schritte blieben auf dem nassen, weichen Riedboden geräuschlos. Und so weit das Aug reichte, nichts als Tiefe, unendliche Tiefe. Alles verschmolz zu einer einzgen Linie. Und weit, weit weg, wurden Erd und Himmel

immer wieder eins, soweit ich auch ging. Kaum ein Baum, der den Blick fing. Kein Zaun, keine Mauer, nichts. Nur in Abständen von hunderten Metern mächtige Stromleitungsmasten, gespenstisch hochragend in den Himmel, als wollten sie droben die Wolken kratzen und kitzeln und reizen. Als ich stand, unter so einem Mast und hoch starrte, rannte ein Schwindel in meinem Schädel. Dieses Eisengebilde drohte umzukippen und zu erschlagen mich. Ich schloss die Augen. Und ich hörte den Strom. Er vibrierte in die Stille. Er surrte, unaufhörlich, unheimlich. Immer lauter wurde er, schwoll an zum Lärm. Grotesk, dieses Wechselspiel von laut und leise, von einst und heute, von Natur und Mensch. Grotesk, dieses Monstrum Stahl in dieser Fleck Ewigkeit. So sehr er in Aug und Ohr auch schmerzte, der Strom, so schwer tat ich mir doch, wegzukommen von ihm. Als wäre ich mitten drin, in seinem Kreis, hielt er mich gefangen. Hier heraußen, in dieser Unberührtheit, beeindruckte er mich erstmals, faszinierte und fesselte mich. Lang ging ich unter ihm, gemeinsam mit ihm, Hand in Hand. Und immer vertrauter wurde mir sein Surren. Mich ihm hingebend, ihm folgend, führte er mich zum Moorteich. Zu jenem Sumpfeswasser, in dem die Riedgräben ihr Ende finden und der Dorfbach seinen Anfang nimmt. Wie ein Meer, das leise hin und her, das auf und ab wogt, stand Nebel überm Teich. Alles schwamm im herrlichen Duft faulender Erde. Ich stand still, rührte mich nicht. Wie im Traum sah ich selbst mir zu, wie mein Körper trotz Nässe und Kälte neben dem Wasser ins Gras sich legte und wie mein Aug reinstarrte in die Unendlichkeit. Ich spürte, wie es abzog von mir, das Dorf. Wie es wich und klein wurde. Unbedeutend klein. Und wiewenig die Nässe von der Hose auf die Haut kroch, versank ich doch mit Lust im All und genoss Leere und Nichts. Wie winzig doch mein Denken, meine Ängste und Sorgen in dieser Harmonie des Seins. Wie lächerlich mein Kampf der Lüge in dieser einzigen, unendlichen Wahrheit.

Als ich mich erhob, wusste ich nicht, ob ich Minuten nur lag oder Stunden. Ich hatte verloren in der zeitlosen Stille jedes Gefühl für Sekunden und Jahrzehnte. Dem Dorfbach entlang schritt zurück in die Wirklichkeit ich. Dünn zog er dahin, der Bach, kaum Wasser führend, kraftlos. Kraftlos wie ich, der ich sah, dass es mich gleich wiederhaben würde, das Dorf, diese Hure der Lüge, diese feiste

Mätresse der Raffer und Räuber. Müd war mein Schritt, träg, angepasst dem trügen des Wassers. Nichts war geblieben von Weite und Stille. Wie weggeblasen das eben Erlebte. Gemartert und zerschunden lagen die Wiesen jetzt, die vor Augenblicken noch saftig und voll. Sie waren nicht mehr mein. Sie waren jetzt wieder Wiesen des Dorfes, Felder der Untat. Nichts gaben sie mehr meinem unruhigen Denken. Brach zeigten sie sich meinem Blick, von Schatten befallen. Und schmutzig und rot erschaute ich das Wasser des Baches. Als wär mein Hiersein was Unabänderliches, ließ ich treiben mich in Gedanken, blutige. Wieder hockte sich schwer das Gestern in meinen Nacken und drückte und schrie. Her meinen Fraß, plärrte es und schlug die Zähne in mein Fleisch. Wie schwer doch zu entfliehen der eigenen Vergangenheit. Wie bleiern doch die Zeit, die vor Jahren gelebte. Mein Herz, mein wundes, sah ich mich den Machern des Dorfes und ihrer stummen Gefolgschaft vor die Stirn knallen: hier, seht! Das ist euer Werk! Eures! Und das euresgleichen! Ein Lachen hörte ich, ein fürchterliches. Das Dorf wieherte vor Vergnügen. Da kam einer, fremd und ohne Namen, und hielt hin seinen Schädel. Wollte sehen und hören, spüren und wissen. Wie kleinlich doch und dumm, in diesem Reigen satter Zufriedenheit. Aus den Angeln hätt ich schon heben müssen die Welt, auf den Kopf stellen das Dorf, auf dass die Blutstropfen, die spärlichen, zusammengeflossen wären in ihren Gehirnen. Wie denn nur dem zerplärrten Ohr das Wort der Stille, wie dem gequetschten Aug den Blick der Weite verpassen? Wie nur Antworten erzwingen, wo nie Fragen sich aufboten? He, ihr zwei, redet! Die beiden Alten, die trotz Nebel und Nässe auf der Bank am Bache saßen, lächelten, zeigten mir ihre zahnlosen Kiefer. Nichts war an ihnen, was Mensch wohl mal war. Ihre Augen lagen tief und frei standen die Backenknochen, ohne Fleisch und ohne Haut. Und Stümpfe nurmehr waren da, wo Arme einst und Beine. Fleischfliegen saßen auf ihren zerfressenen Lippen und ein Geruch von Verwesung ging um. Und doch schienen sie zu leben noch immer. Denn so oft ich sie anstarrte, zogen sie ihre Mäuler breit und grinsten. Und so oft ich was sagte, klatschten sie mit ihren Stümpfen wie wild Beifall. Köstlich schienen sie sich zu amüsieren über den Clown, der ich ihnen war. Am Wegkreuz, hinter der Bank, auf der die beiden saßen, hing einer, den zweien unwahrscheinlich ähnlich. Nur lachte er nicht, schwieg, hing da, wie tot.

Gekreuzigter du! Dich, ja, dich mein ich, Sohn des Allmächtigen! Dein Vater, der sich Herr der Welt nennt, setzte jedem von uns ein Haupt auf den Hals. Setzte es rauf, dies runde Ding und beließ es dabei. Hätt er's denn nicht besser einrichten können?! Komm, steig runter und sieh's dir an, das Dorf. Gebettet in die Sünden ihrer Väter und Vorväter, wirst du Kindeskindernurmehr finden, ohne Verantwortung, ohne Schuld. Sie wissen von nichts, wollen nichts wissen. Und kommt einer und fragt, so geht er zugrunde, rennt sich den Schädel blutig an dieser Mauer aus Stumpfsinn und Gleichmut. War's denn nicht möglich, es so einzurichten, dass nicht zu leiden hat, der denkt?! Hätt's dein Vater denn nicht machen können, dass er nicht schmerzt, der Kuss, dass nicht wehtut, der Versuch der Umarmung?! Du schweigst? Rührst dich nicht? Feigling! Hängst einfach da, in der Idylle der Kreuzigungsgruppe und lässt Welt Welt, Dorf Dorf sein. Selbst den Spott der beiden Zahnlosen links und rechts von dir lädst du auf dich, nimmst stumm hin den Zerfall von Mensch und Landschaft, die Zerstörung des Dorfes. Da hausen welche, die wüten in ihrer Herrschsucht barbarischer denn all die Neros, entfesseln Tänze, die man einst nur Gottes Zorn zuzuschreiben wagte. Und Grausamkeiten werden verübt, jene des Teufels vielfach übertreffend. Aber kein Zeichen von euch dreien, dir, deinem Vater oder dem Gefiederten, kein Ansatz, zu enden diesen Frevel. Unfähig, das Dorf nach ihrer Vernunft, nach ihrem Wohlwollen zu gestalten, formten die Dörfler es nach ihrer Gier, zündeten selbst die Feuer, die jetzt zu verzehren sie drohen. Die über Jahrhunderte wie Schindmähren zu Schanden Gerittenen, wollen selbst nun Reiter sein. Ein jeder von ihnen wurde so zum Gefangenen der eigenen Sünden. Zur einzigen Hölle wurde derart das Dorf, Schuldige und Wenigerschuldige gleichermaßen verschlingend. Denn da gibt's keinen Kampf mehr Gut gegen Böse, wie vereinzelt noch damals, zu meiner Zeit. Da gibt's nurmehr das sinnlose Kreisen der Gleichgültigkeit, das leere Dahinrennen der Zeit, das Nichts. Packt dich nicht der Zorn, ob diesem Anblick? Nein? Dir einerlei? Völlig wurscht? Los! Entzünde die Himmelssterne! Überzieh den Wolkenbogen mit dem Blut, das sie sich gegenseitig aus den Poren pressen! Und wenn sie hochblicken, dann spei es ihnen in die Fresse, diesem Geschmeiß des Dorfes! Fahr drein mit Flüchen und züchtige dieses Gezücht! Schone nicht deinen göttlichen Mut! Erschlaffe nicht an deiner himmlischen

Nachsicht! Erweck ihn zum Leben endlich, diesen Fleck, der von Lumpenpack nurmehr verschandelt ist! Straf mit Fluch und Schande diese Brut, die schlaff im Wege liegt jeglichem Geschehen! Beschleunig ihr irdisches Sterben! Rasch! Vielleicht kommt besseres nach! Die Zornesröte stand mir im Gesicht. Doch der Himmel schwieg. Nur die beiden Alten lachten. Mein Gott, was bist du doch für ein armseliges Würmchen.

Der Weg am Bach entlang wurde stetig breiter, bald zur Straße, zur asphaltierten. Eine Tafel stand da: Fahrverbot. Und: Zufahrt nur für Anrainer. Mannshöhe Sträucher waren gepflanzt, hinter denen ich Teile von Landhäusern und Villen erschaute. Still war's im Herrengarten. Kein unnötiges Geräusch, das die göttliche Ruhe der Schindlerfamilien störte. Weit weg war die Fabrik, weit genug, um hier im umhegten Frieden die kleinen Weltschmerzchen zu pflegen. Dort, wo der Bach zum Teich gestaut war, lag zwischen mächtigen Bäumen das einstige Herrenhaus, die alte Schindler-Villa. Was heißt „lag“?! Er stand da, dieser riesige Bau, wuchtig und beherrschend, faszinierend und drohend zugleich. Und größer, viel größer noch als ich ihn aus meiner Kindheit in Erinnerung hatte. Auch wenn's hinterm alten Gemäuer kein Leben mehr gab, auch wenn da und dort der Putz bereits bröckelte, allein der Anblick der Fassade verriet Macht, ungeheure Macht. Hätt ich mein Lebtag nur geraubt und gestohlen, ja selbst wenn ich zwei und mehr Leben lang dazu die Möglichkeit gehabt hätte, nie, nie hätt ich so was erbauen mir können. Wie winzig ich mich fühlte im Schatten solcher Größe. Einen Augenblick lang begriff ich die Hörigkeit der Dörfler, ihr Buckeln und Kriechen. Ich verzieh, zeigte Verständnis. Wer kann schon standhalten solch erdrückender Fülle? Wessen Rückgrat krümmt sich nicht ob solcher Schwere? Damals, vor vier mal zehn Jahren, als der Vater heimkehrte von seinem langen Marsch durch Europa, erzählte er, dass er Gras gefressen und dass er beim Stück Fleisch nicht gefragt hab, ob's vom Esel sei oder vom Kameraden, dass er die Füß geküsst hab dem, der ihm den Bissen hinwarf. Ich verstand nicht sein Reden. Ich verstand vieles nicht. Jetzt, angesichts der Schindler-Villa, begriff ich. Und doch kehrte gleich wieder der Fluch: wie könnt ihr nur heute, wo ihr satt seid wie's gemästete Schwein, euch euer Leben so erbärmlich versauen? Damals waren's die Bisse des

Hungers, die euch klein hielten und stumm. Aber heute? Was ist's denn, was euch heute zwingt, dem eigenen Wort an die Kehle zu springen, zu kriechen und zu schmieren? Ich suchte am Boden nach Steinen. Ich fand welche, nahm sie und warf sie mit all meiner Kraft über den Zaun, Richtung Villa. Aber so weit ich auch ausholte und so sehr ich mich auch abmühte, die Steine fielen alle weit vor dem Gemäuer zu Boden. Jeder einzelne. Nach dem sechsten Versuch gab ich es auf.

Der Straßenkehrer des Dorfes schleppte sich matt über den Weg. Seines Haares wirre Röte strahlte mir entgegen. Er war ein Mann mittleren Alters, dreißig vielleicht. Vor sich schob er einen Karren her. Alle paar Meter blieb er stehen, nahm Besen und Schaufel und hob die Dreckhaufen, die er zuvor wohl zusammengefegt hatte, in seinen Wagen. Lange bevor ich auf seiner Höhe war, hielt er inne in seinem Tun und rief mir ein „Grüß Gott“ entgegen. Und noch eins. Und wieder eins. Als ich neben ihm stand, sprach ich vom Hundswetter, diesem gemeinen. Aber als würd er gar nicht hören meine Worte, zeigte er mir seine Uhr. Er hätt sie letzte Weihnacht erhalten, vom Bürgermeister. Und ich soll ihm ablesen die Zeit. Um zwölf sei nämlich Mittagspause. Ich schaute ihn an, wollte lachen, tat's aber nicht. Dass er noch 'ne Stunde auszuharren hätt, sagte ich nur. Soso, noch eine Stunde, soso, soso, wiederholte er einige Male. Dann nahm er wieder Schaufel und Besen und während er sich über seine Arbeit beugte, fiel in einem fort Geschwätz aus seinem Mund, unaufhörlich. Selbst als ich gut zwanzig, dreißig Schritt fern ihm schon war, hörte ich ihn immer noch reden. Von Fahrrädern, von fliegenden Rasern, vom Reparieren von Zäunen. Worte, Sätze, mit denen ich nichts anzufangen wusste, die mir unverständlich blieben. Die aber deshalb wohl wirr in meinem Kopfe kreisten und ein längst vergangenes Bild schufen. Ein Bild, das mich selbst mir zeigte. Als Kind, mit vier, fünf Jahren, im Reigen Gleichaltriger, wie wir lärmend und spottend hinterm damaligen Kehrter der Dorfstraßen herzogen, wie wir ihn hänselten, den Mostkopf, wie er von uns gerufen wurde. Der Mostkopf war ein Mann ohne Alter. Ob dreißig oder fünfzig, für uns Kinder war er wenigstens zweihundert, so unbedeutend und dumm schien er uns. Er lebte im Armenhaus, einer Hütte, in der die Ausgestoßenen des Dorfes,

die Narren und jene Alten, die keiner mehr haben wollte, hausten. Die hatten dort ihre Matratze und bekamen dort ihr Brot und ihre Suppe. Dafür mussten sie, soweit dies ihnen möglich war, dem Dorfe gegenüber gewisse Dienste verrichten. Einer war da, der schleppte Morgen für Morgen sich runter zum See, saß dort starr auf seinem Stein und beobachtete das Wasser. Und wenn's stieg, dann hatte er lärmend ins Dorf zu laufen und dies zu melden. Ein anderer zog mit einem Handwagen umher, verfolgte die Pferdefuhrwerke und sammelte die Rossäpfel ein. Und der Mostkopf, der kehrte die Straßen. Ihn verspotten und quälen war für uns Kinder eine Selbstverständlichkeit wie der tägliche Kirchgang, etwas, das wir nie hinterfragten. Warum auch?! Es war einfach so, immer schon. Was sollten Gewissensbisse uns reiten, wenn wir ihm Bier zu trinken brachten, in das wir zuvor reingepinkelt hatten? Schließlich hatten wir ja unseren Spaß. Und da war keiner, der sagte: nein! Und: Schluss! Auch für die erwachsenen Dörfler waren die Armenhäusler der letzte Dreck, mit denen man seine Späßchen trieb, wann immer man konnte. Irgendwann war er verschwunden, der Mostkopf. Über Nacht. Und mit ihm einige andere aus dem Armenhaus. Sie dürften wohl nicht so recht der Vorstellung von „Herrenrasse“ entsprochen haben. Aber ihr Verschwinden störte keinen der Dörfler, fiel kaum auf. Nur schade war's, dass da jetzt keiner mehr war, den man mit Dreck bewerfen konnte, den man treten durfte und schlagen, ungestraft. Das Bild, bald ein halbes Jahrhundert alt, das mich da anstarrte auf dem Weg zurück vom Ried zum Haus meines Heranwachsens, trieb Trauer und Angst zugleich mir in den Nerv. Hinter mir sah ich die Dörfler. In ihren Händen hielten sie Stangen, mit denen sie auf den Boden klopften, ununterbrochen. Bamm, bamm, bamm, bamm. Dabei öffneten sie ihre Mäuler: Mostkopf. Mostkopf. Mostkopf. Immer näher kamen sie. Und immer lauter, immer böser wurd ihr Geschrei. „Krüppel, elender“, stieß einer hervor. „Schweinehund, du“, ein anderer. Der erste schlug zu. Der zweite. Und: Mostkopf, Mostkopf, Mostkopf ... hauten sie bald alle wie wild auf mich ein. Ich lag am Boden, schaute in hassverzerrte Gesichter. Ich sah, wie Speichel auf ihren Lippen stand, wie sie schäumten vor Gier. Eine tollwütige Horde starrte runter auf mich, einer den anderen mitreißend in seinem Hass, ihn überflügelnd. „Nimm das, du Saukerl!“ „Und das!“ „Und das!“ „Und das!“ „Und das!“ Und je mehr es erlosch, das

Bündel am Boden, umso irrer schlugen sie zu. Mostkopf. Mostkopf. Mostkopf. Und hörten nicht auf, eh es zerfetzt lag, zerschmettert ganz, tot. Bis nichts mehr war von dem, was sich da eingeschlichen hatte in ihr Leben an schalem Geschmack. Trocken war mein Mund. Ich schluckte einige Male. Aber der Nerv machte nicht mit, zeugte keine frischen Säfte. Zu sehr hatt ich ihn gemartert. Zu tief ließ ich fallen mich ins grausige Denken der Unzeit. Ich ging rasch. Aber keine Chance, zu entfliehen dem Dorf und den Dörflern. Hinter mir schrie's. Und vor mir schrie's. Und oben und unten und links und rechts. Schreie der Stille waren's. Schreie des Schweigens. Denn sie war leer, die Straße, zum fürchten leer, ohne Menschen. Aber eben diese Leere machte mir Angst, quälte mich. Denn da war nichts Greifbares, nichts, was ich anfassen hätt können. Wohin mein Blick auch fiel, wohin mein Denken auch rannte, Lügen nur stierten mich an. Lügen, fett und breit und stinkend. Und keiner, der entblättert mir dies Dickicht, der geplaudert hätt, erzählt von sich, dem Dorf, wie's kam und warum. Da war nichts. Nichts. Nur dieses himmelschreiende Schweigen, diese marternde Stille. Und das Geschwätz von Irren, von Opfern des Dorfes, von Ausgestoßenen, Kleingehaltenen, die das wirr nur wiedergaben, verschlüsselt und in unverständlichen Bildern, was die Barbarei antat ihnen. Lange noch hörte ich ihn reden, den Straßenkehrer des Dorfes, den jetzigen, während ich durch den Herrngarten dorfeinwärts schritt. Und länger noch dauerte es, bis mein Atem gleichmäßig wieder wurd und satt, bis sich lockerte meines Denkens Schwere.

Drinne, im Dorf, traf ich auf Menschen mit toten Gesichtern. Stumm gingen sie an mir vorbei, ihren Geschäften nach, gingen ihre täglichen Gänge. Als hätten sie kein Blut in den Adern, so blass erschienen sie mir alle, kraftlos, matt und dünn. Da hielt keiner einen Stecken in der Hand. Da plärrte keiner mich an. Sie bemerkten mich nicht mal, strafte mein unruhiges Denken mit Gleichgültigkeit. Einerlei war ich ihnen, völlig einerlei. Gefesselt im dicken Geknäul ihrer Alltagsstricke, hatten andere Sorgen sie, wichtigere. Zu groß gewachsen war wohl schon die Gewöhnung, allzu lang schon dauernd die tote Dauer. Ich versuchte in die Augen der Dörfler zu schauen. Aber unmöglich. Da waren nur Löcher, dunkle. Und nichts sonst. Keine Sehnsucht, keine Hoffnung. Weder Freude noch Trauer.

Nichts. Den fünften Tag war ich da. Fünf Tage, an denen ich mein Innerstes weit nach Außen kehrte, an denen ich freilegte jeden einzelnen Nerv. Fünf Tage, an denen ich gebeutelt wurde, an denen selbst Nacht und Traum zur Qual mir zerrannen. Aber nichts. Nichts. Nicht eine Antwort auf meine tausend Fragen.

Kinder gingen ihre Wege, dicke Schulranzen auf ihren Rücken. Von Formeln hörte ich sie reden, von komplizierten Zahlengängen, aber nicht vom Leben. Fein säuberlich hatten sie alle ihre Scheitel gezogen, ganz Söhne und Töchter der Alten. Wann immer ich eins der Kinder anzulachen versuchte, senkte es seinen Blick, starrte dumpf rein in den Boden. Kein Zittern im Atem, kein Trotz im Blick, glichen sie harmlosen Engelsgeschöpfen. Umgebracht, zutodegedrückt von Elternliebe, tonnenschwerer. So sah ich wohl Buben und Mädchen, aber was ich erschaute, das waren Greise. Graue Bärte wuchsen da in jungen Gesichtern. Und dick schienen mir die Häute. Die Schläge, die ewigen, die wischt nicht so leicht von der Wange man sich, die bleiben, hinterlassen Spuren. Kaum eins der Kinder, das aufrechten Ganges ging. Das Rückgrat gekrümmt, die Nase im Dreck, war's ein elendigliches Kriechen nur, ihr Buckeln vor jedem gewichsten Schuh. Wie einfach doch für einen Kerl mit Brust, zu prahlen hier und schreien dann: du und du, hopp, hopp, Marsch, los! Wie leicht für ihn, solch willenloses Vieh zur Schlachtbank hinzuführen neuerlich. Die alte, dunkle Macht des Dorfes stieg hoch vor mir. Dieser ewige Kreislauf der Marter, der Qual und der Pein. In dieses grenzenlosen Todes großem Leiden gab kaum es einen Dörfler, der für Augenblicke einfach die Augen nur schloss und reinschaute in sich, der still hörte, was Nerv und Kopf und Fleisch ihm sagten. Wohl saßen sie in ihren Zimmern vor Schirmen und sahen sich satt an den Bildern hungernder Kinder, wohl schrieten sie auf, laut, wenn da eine junge Frau es wagte, auszusetzen ihr eben Gebärtes, wohl ging ein Raunen um, wenn – irgendwo in der Welt – tausende Unschuldige niedergemetzelt wurden. Aber ihre eigenen kleinen Morde, das Entleben und Entleiben der Söhne und Töchter, das Verstümmeln des eigenen Fleisches und Blutes, das sahen sie nicht. Im Gegenteil. Stolz schienen sie über das Kleinhalten ihrer Kleinen. Zufrieden über das Mucksmäusertum ihrer Kinder, deren Starre, Schweigen, Tod.

Krumm zog ich weiter meinen Weg durch's Dorf, hin zu jenem Haus, das Elternhaus sich nennt. In meinem Nacken der feuchte Berg schweißbäuchiger Leiber, unter mir die Blutspur der Jahre. Fleck, elender! Von Fliegen besessen, von Schimmel befallen! Der Teufel hol dich! Kaum hatte ich den Himmel mit Lästerflüchen beworfen, begann es zu regnen wieder. Plötzlich und dick fielen die Tropfen, fegten leer jeden Platz. Bald wälzte sich die Straße nurmehr im Nass der Pfützen. Ich stand unterm Vordach eines Hauses, wartete. In den Fenstern um mich sah ich argwöhnisch Aug um Aug nach mir schielen. Glotzt nur! Glotzt! Ich rührte mich nicht, starrte stur nur ins narbige Antlitz der Wolken. Was auch? Was schon sollt ich? Wen ging ich schon an? Wer sollt schon hören mich? Mich, einen einzelnen, allein? Selbst wenn ich von Bärenstärke wär, wie sollt allein ich heben solch dumpfe Schwere, solch drohende Stille? Ich stand. Ich wartete. Aber freilich kam da keiner aus der Tür und sprach: willkommen, tritt ein! So malte man einst die Vergangenheit uns des Dorfes und der Dörfler: auf der Bank sitzend, das Pfeifchen rauchend, ein Lied singend. „Oh, wie wohl ist mir am Abend“. „Ach, wie schön ist unsre Heimat“. Und: „Froh zu sein bedarf es wenig“. Honigsüß schmierten sie uns ums Maul die Dorfgeschichte. Nie wurd die Verlogenheit solcher Beschreibung deutlicher mir als jetzt, in den Tagen meiner Heimkehr. Fröhlichkeit? Zufriedenheit? Die gab's nicht. Die hat's nie gegeben. Da gab's keinen im Dorf, fähig des Simpelsten, des Einfachsten, des Menschlichsten. Zu sagen: hier, meine Hand! Offen zu sprechen: du, ich freu mich! Wohl riss da mancher hoch seine samtweiche Pfote. Aber hinter jeder schaute die Klaue hervor. Wohl zog mancher breit sein Maul. Doch wehe man beklopfte ihm den Wanst. Aus seinem Lächeln wurd ein Fletschen der Zähne. Wohl sprach da mancher vom Menschen. Aber als müsst er sein Weibchen mit Stoßzähnen erstreiten, sah er hinter jeder Nase einzig den Feind. Nein, da gab's keine Idylle des Friedens, hat's nie gegeben. Da gab's nur den Krieg jeder gegen jeden, stetig und ewig schon. Das ist das Dorf: Blicke, voller Hass und Argwohn. Hände, die an die Gurgel des Nachbars greifen. Geschwätz, das rascher umgeht als der Ruf vom offenen Mund zum Ohr. Einer will den anderen so: besiegt, auf den Knien. Winselnd und um Gnade bettelnd. Das ist das Dorf! Das! Wie wohl sollt da Zufriedenheit herrschen? Wie? Selbst ihre Liebe, ihre kleine, private – ob ein Jahr erst, oder

dreißig, vierzig schon – wirkte alt, verbraucht und abgenutzt. Abgenutzt wie ihre Röcke und Hosen, vom täglichen Gebrauch abgegriffen, vom gewohnten Tragen zerfetzt und unansehnlich. Aber was soll's?! Da hilft kein Dreinfahren mit Worten, kein Schreien und Toben. Solch faulen Fleck kann man nicht einfach zum Aufstehen treiben. Noch so dicker Regen kann da nicht helfen. Selbst wenn man runterriss die Fetzen und es entkleiden würd, das Dorf, von Phrasen und Jahren, bis es entblößt dastünd, nackt und kahl, würd's wenig nur bringen. Die Hände würden vor's Gesicht sie pressen, die Dörfler und brüllen: Nein! So ist es nicht! Nein! Auf die Knie würden sie sich werfen und demütig an die Brüste sich schlagen: Herr, lass ihn vorübergehen, diesen Kelch! Nein. Das jahrelang Geschleppte haut nicht so leicht von den Schultern man sich. Wie auch?! Ist die Schönheit der Blüte für die Schnecke, die sie frisst, etwas Beschreibliches? Preist der Bussard die Eleganz des Schwalbenfluges? Wie sollt er schätzen, plötzlich, ein Leben ohne Stock, der Hund? Wie sollten sie, die ewig Belogenen, wandeln plötzlich den Kleinkrieg des Dorfes in einen Krieg gegen das Dorf? Wie?! Die immer Belogenen, die belügt man am leichtesten. Was sollte man da hoffen auf sie, die sie alle müde sind?! Ich stand und wartete, hoffend darauf, dass er bald nachlassen würd, der Regen. Aber unaufhörlich schlug auf die Straße, was da kam aus dunklen Wolken. Und unaufhörlich schlug an meine Schläfen, was da tief in mir schlief, jahre-, jahrzehntelang schon.

Die Dämmerung flutete ins Dorf, graute. Nacht kam. Und wieder Tag. Und wieder Nacht. Und wieder Tag. Drei Wochen war ich nun schon da, im Dorf meines Werdens. Drei Wochen voller Leere. Drei Wochen, in denen nichts geschah, was ich dreißig Jahre hindurch erhoffte: Erklärungen zu finden, Antworten zu erhalten. Auf den Sonntag folgte der Montag, auf den Montag der Dienstag, auf den Dienstag der Mittwoch. Ein Tag wie der andere. Da gab es keine Überraschungen. Nichts, was das Dorf zum Aufstehn getrieben hätt. Die Dörfler gingen den einen Weg nur, den breit ausgetretenen, immer schon gegangenen. Ihn waren sie gewohnt, auf ihm fühlten sie sich sicher. Sie wagten nicht, nach neuen Pfaden zu suchen, wollten dies gar nicht. Morgens, gleich schon nach dem zeitlichen Aufstehn, wurd gefrühstückt. Mittags wurd Mittag gegessen,

abends Abend. Und die Nacht war zum Schlafen da. Und, für die Jungen, zur Kindeszeugung. Aus. Basta. Auf den Oktober folgte der November. Aber einerlei. Die Nebel wurden wohl dichter, die Regen kühler, aber sonst. Wär da nicht täglich das Blatt gewesen, das die Mutter allmorgendlich beim Frühstück vom Kalender riss, hätten da nicht die Todesanzeigen der Lokalzeitung den Gang der Zeit verraten, absoluter Stillstand hätt geherrscht. Erwachen? Freude? Lust? Nichts. Weder das eine, noch das andere. Sie kannten es nicht, dieses Hinlegen am Abend, voller Befriedigung, nach getanem Tag. Und schon gar nicht das Nichterwartenkönnen des kommenden Morgens, voller Tatendrang. Mein Gott! Wie schön doch zu leben, rasch und froh, kurz und intensiv. Ein paar Spuren zu hinterlassen der Nachwelt. Und dann dem Tod begegnen: los, gehen wir, ich bin fertig hier. Wie mies aber, verabscheuungswürdig und widerlich, dieses Sichtreibenlassen, Fallenlassen in den Tod, ein ganzes Menschenalter lang.

Am ersten Tag im November, am Totentag, traf sich die Verwandtschaft im Haus der Eltern. Hallo! Wie geht's? Danke! Wieder ward jedes Wort, jede Silbe verschandelt zu leerem Geschwätz. In drei Autos fuhren wir runter zur Kirche. Die Frauen und Kinder besuchten die Messe, der Vater, der Bruder, sein Sohn und ich kreisten mit im Reigen anderer Männer auf dem Platz hinterm Hauptportal. Der eine und andere der Dörfler kam her zu uns, grüßte, sprach ein paar Worte. Aber auch hier wars nur Gered, förmliches, dummes, das aus alten Mäulern fiel, aus zahnlosen. Abgerissen wirkten sie, die Männer des Dorfes, kalt. Trotz ihrer Sonntagsanzüge. Verwahrlost starrten sie dumpf vor sich hin. Ihre Blicke verrieten, dass nichts sie erwarteten mehr, nichts. Als die Glocken das letzte Mal riefen, fuhr ein Wagen auf den Platz, auf dem wir standen. Die Männerrunde wurd still. Hüte wurden abgenommen, man fuhr sich durchs Haar und streifte die Hose sich glatt. Der Mann, der das Auto chauffierte, öffnete die hinteren Türen des schweren Wagens. Ein mächtiger, kahlgeschorener Schädel auf einem ebenso mächtigen, dunkel gekleideten Leib kam zum Vorschein. Die Männerrunde auf dem hinteren Kirchplatz schwieg. Erst als der Schindler Thomas breit sein „Guten Morgen“ über die Köpfe streute, wagte man zu murmeln: Morgen. Morgen, Herr Doktor. Guten Morgen. Der Blick des Fabriksherrn traf mich, den Fremden unter

den Männern. Einen Moment lang fiel sein Aug herrisch auf meins. He, Thomas, entsinnst du dich nicht meiner? Bin alt wie du. Wir spielten sogar zusammen, manchmal. Wohl weil ich seinem Blick standhielt, weil ich nicht den Kopf senkte, wie er's gewohnt zu sein schien, wurd eine Spur grimmiger noch sein Geschau: Kerl, lüfte den Hut, wenn ich vor dir stehe! Kriech im Staub und küss die Füß mir! Ich lachte. Die Männer des Dorfes starrten mich an. Mein Bruder stieß mir in die Rippen. Obwohl noch immer die Glocken schlugen, war's still. Unheimlich still. Ich spürte, wie die Dörfler gespannt darauf warteten, dass es ihr Herr Doktor diesem Fremden jetzt geben würd. Der Herr Doktor drehte sich aber nur um und ging rüber zur anderen Seite des Wagens, wo eine schwarz gekleidete Frau stand. Er reichte ihr seinen Arm. Gemeinsam schritten beide, nachdem ihnen der Chauffeur das Hauptportal öffnete, in die Kirche rein, aus der eben der Eröffnungsgesang der Gemeinde fiel: Ehre, Ehre sei dir in der Höhe!

Am Nachmittag dieses Totentages kamen auch die Brüder der Mutter, die zwei, die noch am Leben waren. Wieder fuhren wir runter zur Kirche und besuchten das Grab der Großmutter. Die Mutter und ihre Brüder hatten Blumen mitgebracht. Zwei Kerzen in gläsernen Laternchen wurden entzündet und links und rechts der Grabplatte aufgestellt. Dreizehn Menschlein standen da in offensichtlich tiefer Andacht um diesen Quadratmeter Totenerde. Den Blick auf den Boden geworfen, die Hände unterhalb ihrer Bäuche ineinandergeschlagen, harrten sie der Stille, rührten sie sich nicht. Symptomatisch das Bild, das sich da bot, für ihr ganzes Leben, erbärmliches. Komm, Großmutter! Brüll du ihnen entgegen deinen Fluch! Schrei! Fahr drein mit deinem Wort in diesen Haufen, der sich Erben nennt! Sie schwieg, die Großmutter. Was auch. Schon zu Lebzeiten lachten sie nur, die Buben, wenn sie sprach, die Alte, wie sie sie nannten. Hörten ihr gar nicht zu, wenn sie berichtete von den Übeln, den kommenden.

Wieder Zuhause saßen wir dichtgedrängt um den Küchentisch. Im Herrgottswinkel brannte zu Ehren der Toten ein Kerzchen. Man gab sich andächtig, sprach wenig. Erst nach dem vierten Liter Wein begannen sich langsam zu lösen die Zungen: Prost! Weißt' noch? Damals, ja damals! Mensch! Das waren Zeiten! Prost! Immer wieder wurd so das Reden zum Geschwätz über

das Huren. Man pries die Barbarei und damit die Barbaren. Man lobte die ganzen Kerle und damit die Unzucht. Man ließ hochleben die Helden und damit den Krieg. He, Onkelchen! Frag doch die Straßen, die Wiesen, den See. Frag sie und nicht deinen Bruder, der schneller noch vergaß als du. Da gibt's keinen Platz, keinen Fleck im Dorf, der nicht Angstschweiß einst soff. Das Gras ward geknickt von den Niedergehauten. Und das Wasser des Sees, das Leichen verschlang, unersättlich, blinkte nicht blau oder grün mehr, sondern tiefrot. Aber nicht von der Sonne, die in ihm versank. Erinnerst du dich: Zähne klapperten, Frost nagte an den Sohlen. Aus Mangel an anderem fraßen die Öfen Goethes Werk und Shakespears und Schillers. Ich hör dich quatschen: Papier ist Papier. Und ich seh dich, als wär's gestern, wie du das Ei vom Speck uns gefressen. Ja, du hast recht, wir hungerten nicht allzu sehr, nicht richtig. Wir hatten Glück. Und doch wurden nie wir satt. Nie. Wir verreckten nicht, ja, aber wir lebten nicht wirklich. Herren mit Schlips, dir nicht unähnlich, umschlichen das Haus. Für einen roten Heller waren sie bereit, Tod und Leben zu verschachern. Bauernlümmeln lehrten uns Politik: Schuld ist der Saujud und der Russ. Füße hatte man zum Marschieren. Hände hatte man, um ein Gewehr halten zu können. Und Köpfe hatte man, grad gut genug für Helme. Leben nennst du das, Onkelchen?! Herrliche Zeiten?! Pfui Teufel! Wie der Fliegenschwarm käsig die Butter, so machte ihr Geschwätz faul jedes Reden. Als hätten sie den Kopf voller Laden, in jeder ein fertiges Sätzchen verstaut, fielen Phrasen aus ihren Mäulern, passend zu jeder Gelegenheit: Also, früher hätt's das nicht gegeben! Gott, wie doch die Zeiten sich ändern! Du meine Güte, wohin das nur führt! Da saß ich, lebend, und wollt mit Lebenden reden. Aber die Menschen, die da schwatzten, die hatten längst schon den Sarg sich zimmern und das Grab schaufeln sich lassen. Für die gab's nichts mehr. Leben, das hieß für sie: den gewohnten Trott gehen, ja nicht ausbrechen, ja nirgends anstoßen. Das Alte, das Bewährte, das gut war für die lange Reihe von Ahnen, das wird schon gut auch sein für uns. Was da nach Neuem suchen? Wozu da lang Fragen sich stellen? Rasch welkt so das Leben, kaum dass es begonnen hat. Mit dem Anfang arbeitet man schon hin auf's End. Da kommt er nicht reitend im Galopp, der Tod und haut dann drein mit seiner Sense, wenn's Zeit ist. Nein. Da haust er, ewig schon, mitten unter ihnen. Und keiner, der ihm trotzt. Der sagt: so,

jetzt wird gelebt, wird dies getan und das, wird endlich gedacht. Dasein, nur so, das ist einfach: ein Glas Wasser, Kartoffel. Trink und iss und stirb! Leben aber, Leben ist mehr. Viel mehr. Doch nie haben sie begriffen, dass nur schwierige Tage Tage sind, die lohnen. Ewig schon sehen sie den Sinn des Seins im Geradeausgehen, im Nichtanecken. Man steht auf, morgens und legt sich abends hin. Und dazwischen das Warten auf's Ende, die tagtäglichen gleichen Gänge, der gewohnte, längst abgewetzte Alltag. Ja, Brudersöhnchen, das liebe Leben, das brave, gute, das eilt im gewohnten Trott dahin, nüchtern und grad. Da gibt's keine Krümmung. Aufstehn, der Tag im Frisiersalon, der Flirt, die Geliebte. Und Zuhause: die Ehefrau und Kinder. Das Wochenende der Familie, der Sommer am Meer und ein, zwei Nächte im Jahr dem Puff. Damit man dazugehört, mitreden kann. Jaja, gut geht's dem Kriecher. Er lebt sicher, wohlversorgt und situiert. Wo schon sollt er eine blutige Nase sich holen? Glänzend versteht er es, anzupassen sich allem und jedem. Da hat er seinen Rüssel im Topf und dort. Da ein Schwätzchen, dort ein Kuschhändchen. Bloß keinem wehtun, brav sein Maul halten und Welt Welt sein lassen. Am Abend dieses Allerheiligentages war mir hundeübel. Ich stand im Klo. Lange. Aber nicht mal speien konnte ich mehr.

Tage liefen herbei, rein ins Dorf, einer um den andern. Und gingen wieder, ungenutzt. Auf Allerheiligen folgte Allerseelen. Auf Allerseelen Allermontag, Allerdienstag, Allermittwoch. Das Dorf klammerte sich fest an den Dörflern. Und die Dörfler am Dorf, am Alten, Bewährten. So fest, dass unter den Nägeln das Blut ihnen austrat. Und davon rann, unaufhörlich, unbemerkt. Wann immer ich durch die Straßen schritt: hinter Hausecken hörte ich das Klirren von Sporen; Kriegsgeschmeide schmückte die Gärten; Hunde und Kinder sah ich tresenbehängt; und jedes „Grüß Gott“ hörte sich an wie ein „Heil dem Herrn!“. Die Mutter sprach wenig. Der Vater das Notwendigste. Ich war allein, völlig allein im Dorf meines Werdens. Da stand keiner zur Seite mir, wollte keiner zu tun haben mit dem Fremden, der anders war als die Fremden, die Touristen und doch keiner von ihnen, aber auch kein Tschusch. Da war einer, Mittelding von einst und heut, von Dorf und Welt, Zwitter sozusagen, und stellte Fragen, dumme: erinnert ihr euch nicht eurer geschändeter Frauen? Vergessen das Blut, das

nächtens gespuckte? Verdrängt, längst hinter euch, euer gemartertes Ich? Da drängte sich einer rein ins Dorf, hielt gezückt das Messer und wollte tranchieren das Jetzt und finden das Gestern. Wie dumm, wo doch alles seinen Gang ging, seinen gewohnten. Wie naiv und einfallslos, wo alles seinen Platz hatte, seinen festen, gewohnten, den über Jahrzehnte geübten, erprobten.

Ich saß im Kaffeehaus. Ein früher Novemberabend war's. Und doch lag Dunkelheit schwer schon überm Dorf. Ziellos schlenderte ich zuvor über Wege und Plätze, hoffend darauf und doch ahnend die Unmöglichkeit, dies oder jenes zufällig zu finden. Ich saß allein. Allmählich aber füllte sich der Raum. Freitag Abend war's. Und die jugendlichen Dörfler stimmten ein auf's Wochenende sich. Man führte aus die neueste Mode, die per Katalog ins Haus man sich kommen ließ. Da trug einer seine Bügelfalte zur Schau, dort wippte ein Ohr billiges Brillantgehänge. Lippen, bunt und farbig wie künstliches Geblüm, beherrschte jedes Gesicht, jedes Geschau. Während die Mädchen an den kleinen Tischen saßen, thronten die Burschen wie Gockel an der Theke und wölbten die Brust, wann immer ein Weibchen vorbeistolzierte und ihren Busen durch den Raum schaukelte. Hinter vorgehaltener Hand wurd getuschelt und gekichert. Dort ließ einer ein ordinäres Wort aus seinem Maul fallen, da pfiß einer geil hinter einem Mädchenarsch her. Da war kein Reden miteinander, kein Versuch der Verständigung, da war nur mehr das lüsterne Abschätzen von Busen und Bein. Ich war mir sicher: alle kennen sie sich, alle. Sie gehen gemeinsam zur Schule, sind Nachbarskinder. Wahrscheinlich saßen sie jahrelang zusammen in Sandkästen, spielten gemeinsam ihre Spiele. Jetzt aber, wo sich leis was zu regen beginnt, jetzt schlüpfen sie brav rein in die vorgelebten Rollen, sehen nicht mehr den Spielkameraden, den Freund, sehen nur mehr das Weibchen, den Kerl. Und wie sie es sehen, ihr Gegenüber. Voller Gier. Bereit, es zu zerfleischen. Einer den anderen in seiner Brutalität mitreißend, ihn überflügelnd. Was müssen die Alten diesen Jungen nur erzählt haben über Sinnesgelüste, über Körperlichkeit, Liebe und Sex, dass derart barbarisch ihr Schauen und Reden? Was müssen sie ihnen nur vorgelebt haben, dass so zerstört ihr Mann- und Frausein?

Zwei Mädchen setzten sich an den Tisch, an dem ich meinen Kaffee trank. Sechzehn-, siebzehnjährig vielleicht. Ihr Haar strahlte gelb und grün und violett. Sie redeten miteinander, ohne wirklich zu reden. Wirr waren die Worte, zusammenhanglos. Nach jedem Satz warfen sie ihre Köpfe durch den Raum, suchten dies und jenes. Als hätten sie Angst, irgendwas wohl könnten sie versäumen, so unstedet war ihr Blick füreinander, ihr Reden miteinander. Da schmissen sie ein „Hallo“ hin und dort eins, aber hinter jedem verbarg sich böses Geschwätz. Als ich vorsichtig einige Worte zu reden wagte – ob sie hier aus dem Dorf seien und dass auch ich einst ein Dörfler war – da trafen mich Blicke voller Widerwillen und Nasenrümpfen: was willst denn, Alter! Lass uns in Ruh, Opa und halt's Maul! Ich schwieg. Ein Bursche, das Gesicht voller Pickel, kam am Tisch vorbei. Er grinste feist. Ob sie's jetzt schon mit Greisen trieben, fragte er die zwei Mädchen in der Sprache des Dorfes, wohl meinend, ich würd ihn nicht verstehen. Ich sah, wie ich ins Maul ihm schlug. Aber die beiden Gören kicherten nur dumm, merkten gar nicht die Verachtung, die tiefe, in seinen Worten. Ich zahlte und ging.

Draußen, vor dem Kaffeehaus, stand ein weiteres Rudel Kerle. Von der Kraft ihrer Motorräder prahlten sie. Rasch ging ich an ihnen vorbei, den Kopf eingezogen aus Angst, irgendwas könnt mich von hinten treffen. Aber sie schienen mich nicht mal zu bemerken, schwärmten weiter nur von ihrer Vorstellung von Freiheit, von Freiheit auf Rädern, vom Rausch der Geschwindigkeit.

Finster war's. Kein Stern ließ sich sehen. Der Weg heimwärts zog sich, wurd lang. Heimwärts? Heimat? Wind kam auf. Mein Denken, wie in Lüften zerrissen und zerstreut vom Sturm, war da bald und bald dort. Die jungen Menschen von vorhin gingen mir im Kopfe um. Und das Dorf, das sie machte. Mein Dorf. Meine Heimat. Und was das wohl ist: Heimat? Was es wohl war, das mich hertrieb vor Wochen? Ein dummes Gefühl nur? Weil der Zufall es wollte, dass ich hier geboren wurd? Hier und nicht anderswo? Weil ich einst die Sprache des Dorfes sprach und sie heut noch beherrscht? Es gibt so viele schöne Flecke auf der Welt. Warum gerade dies Dorf? Warum nicht ein anderes? Eins, wo's Menschen noch gibt und nicht nur Barbaren? Eins, wo geredet wird, geliebt und gelebt und nicht

Sturheit und Starre umgehen, der Tod in jedem Leib schon sitzt? Heimat? Sind das die Menschen nur? Ist's nicht mehr? Ist's nicht auch der Baum, den man als Kind umarmte und bestieg? Und der Wind, der durch seine Blätter sauste, so, genau so und nicht anders? Ist's nicht der Rhythmus von Ried und Berg, von See und Sumpf, ein Rhythmus, der ewig einen verfolgt, der Heimat erst ausmacht? Der Atem der Landschaft, ihr Herzschlag, ihr Puls? Gegenden sah ich, das Aug ging mir über, vor Fülle, so schön. Und Menschen traf ich dort, Menschen. Und doch sprach ich nur: schön! Staunte, bewunderte. Sagte „Sie“ zum Boden, zu Gras und Baum. Das Herz öffnete sich mir an solchen Plätzen, aber es schlug mir nicht rauf bis zum Hals. Wie anders, wenn ich nur dachte ans Dorf, an meines, an meine Kindheit. Da hüpfte der Puls, ging das Herz mir über. Und ich wusste nicht mal warum. Ein Gefühl war's einfach, das tief im Blut mir saß. Ein Gefühl der Vertrautheit, der Liebe. Trotz aller Grauslichkeiten, die das Dorf mir antat. Trotz aller Verlogenheit, aller Barbarei. Wie frühmorgens die Sommersonne durch's Schlafzimmerfenster schlich und dem Knaben Haut und Haar kraulte. Wie er am See stand, vor der Weite des Wassers und dem Schlag der Wellen lauschte. Wie er den Riedgräben entlang ging, über denen die Mücken tanzten, so, wie sie eben nur über den Riedgräben tanzen und nirgends sonst. Wie er – trotz Hunger, trotz der Schläge des Lehrers, trotz der Lügen des Pfarrers – im Gras lag, unter seinem Baum, neben seinen Wiesenblumen, auf seinem weichen Stück Boden und sich den Wind über die Nasenspitze streichen ließ. Ich weiß, wie kitschig das klingt und verlogen. In tausend dummen Liedern wurde das verfälscht, in noch dümmern Filmen und auf Millionen Ansichtskarten. Und doch ist dies genau das, was Heimat, die Liebe zu ihr ausmacht: ein bestimmter Lichteinfall, ein bestimmter Geruch, ganz bestimmte Farben, Erinnerungen. Diese Kleinigkeiten, diese Bruchstücke des Ganzen sind's wohl, die einen „ja“ sagen lassen. Ja! Trotz aller Abscheulichkeiten. „Ja, ich liebe dieses Dorf, diesen elenden Fleck“, sprach es in mir. Und darum hass ich ihn, nur darum. Aus Liebe. Denn ein Teil, ein winzig kleiner Teil des Dorfes war einst auch ich. Siebzehn Jahre lang. Und bin's noch. Es ist nicht wahr, dass das Dorf einzig aus jenen Dörflern besteht, die ich die letzten Wochen zu sehen bekam: aus toten Kindern, kaputten Jugendlichen, aus Männern und Frauen, die einzig an sich nur mehr denken, ihren Aufstieg,

ihren Erfolg, ihre Karriere. Es gibt auch andere. Bestimmt. Und es ist einfach nicht wahr, dass allein diese Barbaren, diese Unmenschen dem Menschen das Dorf einzig für sich gepachtet haben. Es ist auch den anderen: unser. Mögen sie in ihrem Bierdusel noch so sehr ihre verlogenen Phrasen von Heimatliebe über den Festplatz schmettern, mögen sie ihre Mäuler noch so aufreißen und ihr Dorflied brüllen, mögen ihre Uniformröcke noch so ordensgeschmückt sein, ihre Lederhosen noch so blank gewetzt, ihre Weibchen noch so vollbusig und brav: dies ist auch unser Dorf. Meines. Und so wie sie bei ihren Prozessionen über Wege und Plätze schreiten, bei Beerdigungen mit Blasmusik und Böllerschüssen den Friedhof besetzen, mit ihren großen Booten sonntags übers Wasser gleiten und tags darauf Sümpfe trocken legen und Fabrikshallen darauf errichten, mit demselben Recht, mit genau demselben Recht nehm auch ich See und Ried, Rhein und Ach, Wald und Wiese, Baum und Blume für mich in Beschlag. Denn dies ist auch mein Dorf. Meins. Ein Teil des Dorfes bin ich. Ein kleiner Teil. Ein verschwindend kleiner. Aber bestimmt nicht der schlechteste.

Wohl war um mich Schwärze, tiefe, nächtliche Rabenschwärze. Aber mir war's, als würd ich Wiese und Baum vergnügt mir zulachen sehen: zeig's ihnen, red für uns! Und erstmals in all den Tagen umrauschte mich so was wie Freude. Tief. Und immer wieder. So, wie der See den Fels, der Wind das Geäst: Daheim, Heimat, Heimat. Die stille Liebe zum Dorf machte sich breit in mir, unendlich breit. Und für Augenblicke war verdrängt all die Qual, waren vergessen die toten Gesichter. Mein Schritt war leicht fast, fröhlich. Und so was wie Liebe, stille, tiefe Liebe begleitete mich. Und schwand erst, als ich den Vater vor dem Fernseher sitzen, die Mutter, trotz der späten Stunde, in der Küche werken sah. Beide ohne ein Wort für mich. Starr, dumpf, tot.